

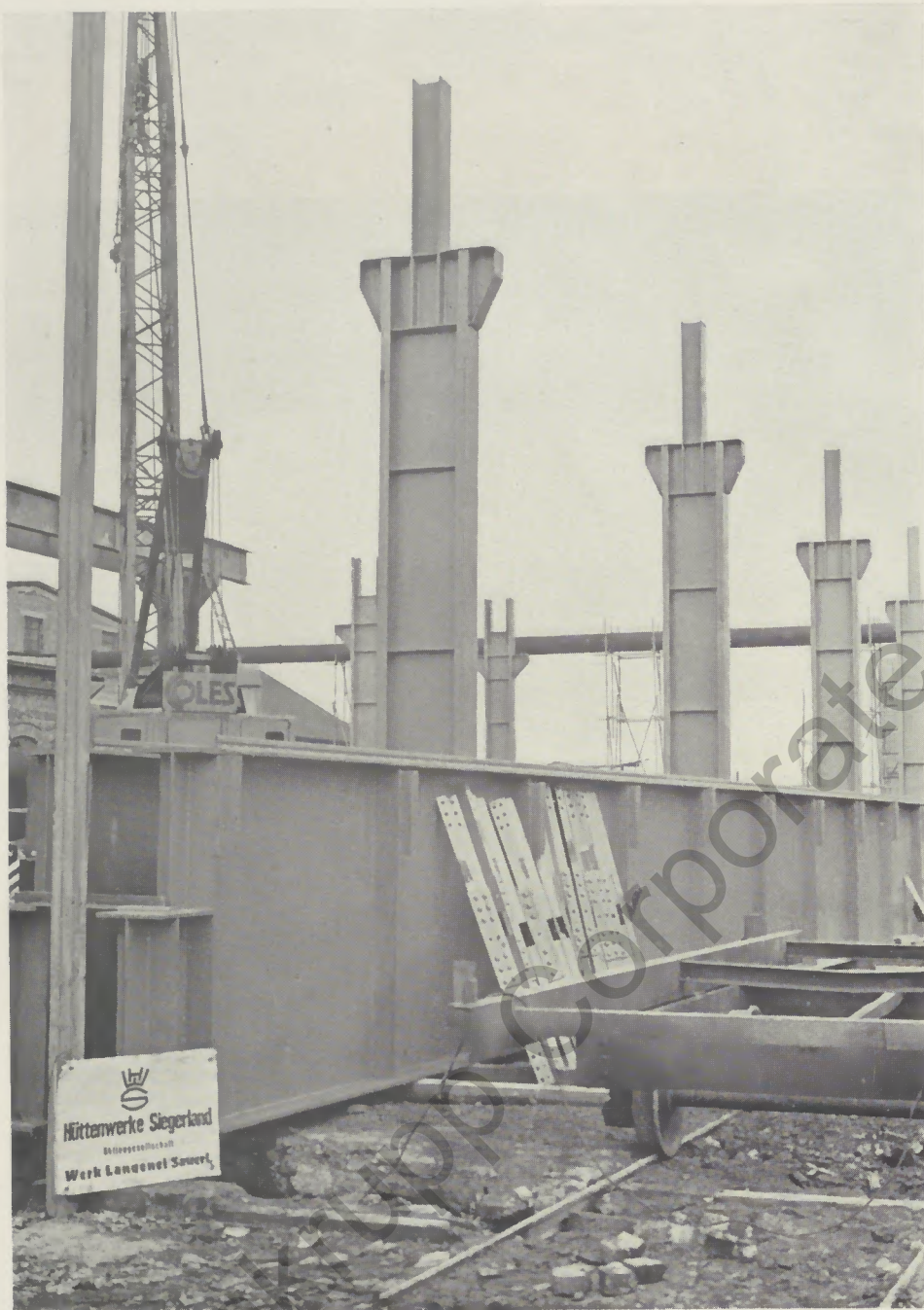
UNSER WERK



HEFT 3

1962

Hüttenwerke Siegerland AG · Friedrichshütte AG · Blefa Blechwaren- und Fassfabrik GmbH



Montage einer mehrschiffigen Kranbahnanlage in Kassel,
ausgeführt von unserem Werk Langeneß

UNSER WERK

Gemeinsame Werkszeitschrift
der Hüttenwerke Siegerland AG, Siegen,
der Friedrichshütte AG, Herdorf,
und der Blefa
Blechwaren- und Fassfabrik GmbH, Kreuztal,
für ihre Mitarbeiter.

Inhalt:

	Titelbild
Schweißer im Werk Eichen	58
Kranbahnanlage in Kassel	58
10 Jahre Hüttenwerke Siegerland AG	59
Die Lage der Friedrichshütte AG	60
Spielmannszug und Feuerwehr Hüsten	61
England und die EWG	64
Stahlschaffende EWG	64
Das Commonwealth	65
Motorisierungsprognose	65
Deutscher Automobilexport	65
Als Niederschelden noch kein Stahlwerk hatte	66
Wo wohnen wir Bundesbürger?	67
Der Schutzhelm bewährte sich	68
Mensch in der Kapsel	68
Wie Siegen zu seiner Post kam	69
So werden Kinder zu Erpressern	72
Woher kommt der Ausdruck PS?	72
Der Mann, der Turnvater Jahn nicht kennt	74
Positive Gedanken	75
Das eiserne Weltwunder	76
Katastrophe am Südpol	76
Null Uhr neunundzwanzig	78
Walter Trier	79
Rätsel	80
Familiennachrichten	81
Unsere Toten	82
Unsere Jubilare	83

Bildnachweis:

Titelbild: Schriftleitung
S. 58: Dipl.-Ing. Witt. Werk Langenei
S. 61-63: Werksarchiv Hüsten und Heinz Hesse,
Werk Hüsten
S. 66: Privatbesitz
S. 67: Walter Hoffmann, Werk Niederschelden
S. 68 oben: Willi Stahl, Werk Wehbach
S. 69-71: Postarchiv Siegen
S. 76-77: Werksarchiv Siegen
S. 84: Werner Reineck, Siegen
S. 76: aus der Berliner Tageszeitung „Der Ku-
rier“ vom 6. 1. 1962
S. 79: mit freundlicher Genehmigung des
Fackelträger-Verlags, Hannover.

Herausgeber: Direktor Carl Kerkmann, Siegen,
und Direktor Paul Seeger, Herdorf.

Schriftleitung: Alfred Lück,
Siegen, Hindenburgstraße 5/7, Ruf Siegen 2061.

Klischees: F. K. Kettner und E. Besser, Siegen.

Druck: Bernh. Bonn KG, Siegen.

Nachdruck, auch auszugsweise,
sowie jede anderweitige Veröffentlichung
nur mit Genehmigung der Herausgeber.

Auflage: 9 660 Exemplare.

Vor 10 Jahren Neugründung der HÜTTENWERKE SIEGERLAND AG

Ein besonderes Ereignis in der Geschichte der Hüttenwerke Siegerland AG jährt sich in diesem Jahr zum zehnten Mal: mit Wirkung vom 1. März erfolgte im Jahre 1952 die Neugründung unserer Gesellschaft aus dem entflochtenen VSt-Bereich. Die Vereinigte Stahlwerke AG mußte nach dem zweiten Weltkrieg auf Grund des alliierten Kontrollratsgesetzes Nr. 27 in Liquidation treten, wovon natürlich auch die Hüttenwerke Siegerland AG, eine Betriebsgesellschaft der Vereinigten Stahlwerke, betroffen wurde.

Mit der Entflechtung des VSt-Konzerns war seinerzeit die Stahltreuhänder-Vereinigung in Düsseldorf beauftragt worden. Sie beschloß am 22. April 1952 die Neugründung der Hüttenwerke Siegerland AG unter ihrem alten Namen, und zwar mit Wirkung vom 1. März 1952. Als Verwaltungssitz wurde Siegen bestimmt, und es wurden der Gesellschaft die Werke Wissen, Niederschelden, Eichen, Attendorn, Langenei und Hüsten zugeteilt. Als Tochtergesellschaften wurden der Hüttenwerke Siegerland AG die aus der Bergbau- und Hütten-Aktiengesellschaft Friedrichshütte, Herdorf, hervorgegangene Friedrichshütte Aktiengesellschaft, Herdorf, sowie die unter ihrem alten Namen neugegründete Blechwaren- und Fassfabrik Eichen-Attendorn GmbH, deren Name später in BLEFA Blechwaren- und Fassfabrik GmbH, Kreuztal, geändert wurde, angegliedert.

DIE LAGE

Ein Bericht des Vorstandes der Friedrichshütte Aktiengesellschaft, Herdorf,
für das I. Quartal 1961/62

In der Berichtszeit hat sich auf dem Eisen- und Stahlmarkt die Lage gegenüber dem IV. Quartal des Geschäftsjahres 1960/61 nicht wesentlich geändert. Die Gründe für die Abschwächungstendenzen auf dem westdeutschen Eisen- und Stahlmarkt wurden bereits in früheren Berichten aufgezeigt.

Die Absatzlage auf dem Roheisenmarkt ist nach wie vor unbefriedigend.

Bei Stahl- und Spiegeleisen drücken ausländische Angebote auf den Preis. Durch das Absinken der Weltmarktpreise werden für uns jetzt die Folgen der Anfang des Jahres vorgenommenen DM-Aufwertung noch stärker spürbar.

Die Nachfrage nach Spezialroheisen ist etwas zufriedenstellender. Die Höhe der Auftragseingänge blieb gegenüber den Vormonaten unverändert. Im Export beschränkte sich unsere Ge-

sellschaft aus preislichen Gründen auf kleinere Mengen.

Bei Feinblechen konnten wir uns den oft sehr kurzfristig vorgetragenen Lieferwünschen weitgehend anpassen und eine der allgemeinen Lage auf dem Stahlmarkt entsprechende Beschäftigung erreichen. Der Auftragsbestand stieg vorübergehend leicht an.

Im **Inland** stehen die Erlöse unter dem Druck preisgünstiger Importe, wofür die währungs- bzw. steuerpolitischen Wettbewerbsverzerrungen im Montanunionsraum den Ausschlag geben. Eine Lösung dieses Problems wird immer notwendiger.

Im **Export** machten uns die gedrückten Weltmarktpreise Abschlüsse im handelsüblichen Gütebereich unmöglich. Wir haben daher nur Sonderqualitäten zu angemessenen Preisen hereingenommen.

Der Stand unserer Belegschaft betrug:

	Arbeiter	Angest.	Insges.
30. 9. 1961	1 467	292	1 759
31. 12. 1961	1 371	288	1 659

Die Belegschaft hat sich in der Berichtszeit um 100 Beschäftigte vermindert; davon entfallen auf das Werk Wehbach 90 Beschäftigte.

Der Rückgang der Belegschaft wurde notwendig durch die Anpassung an die veränderte Beschäftigungslage.

An Ausfallstunden durch Krankheit (in Prozent von den Gesamtstunden) fielen an:

	Okt. 1961	Nov. 1961	Dez. 1961
Herdorf	7,9	8,3	8,3
Wehbach	9,8	9,4	9,8
Insgesamt	9,3	9,1	9,4

75 Jahre Spielmannszug des Werkes Hüsten

*Ein Bericht
über den Spielmannszug
und die Freiwillige Feuerwehr
unseres Werkes Hüsten*

Der Spielmannszug unseres Werkes Hüsten kann in diesen Tagen auf 75 Jahre seines Bestehens zurückblicken. Er entstand aus dem Spielmannszug der Freiwilligen Feuerwehr des Werkes Hüsten. Diese Wehr war 1884 unter der Bezeichnung „Freiwillige Feuerwehr der Hüstener Gewerkschaft AG“ gegründet worden. Sie war mit technischen Hilfsmitteln gut ausgerüstet und hat verschiedentlich mit großem Erfolg Brände bekämpfen können. Das Bildarchiv unseres Werkes Hüsten verfügt noch über einige Aufnahmen, die mittlerweile bereits geschichtlichen Wert bekommen haben. Mancher Werksangehörige wird auf diesen Bildern sich selbst, seinen Vater oder einen Arbeitskameraden wiedererkennen.

Die behördliche Genehmigung zur Bildung der Freiwilligen Feuerwehr erteilte der Ehrenamtmann Friedrich v. Lilien am 30. 11. 1884. Zunächst waren es 49 aktive Mitglieder, die 2 Spritzenabteilungen und eine Steigerabteilung bildeten. Später kam noch eine Sanitätskolonne hinzu, um deren Ausbildung sich Sanitätsrat Dr. Knoche besonders verdient gemacht hat. Das Werk rüstete die Feuerwehr mit modernsten Hilfsmitteln wie Gasmasken und Rauchhelmen aus, und mancher Werksangehörige verdankt dem raschen Eingreifen der Feuerwehrleute oder der Kameraden von der Sanitätskolonne Gesundheit, wenn nicht gar das Leben.

Im Laufe der Zeit wurde die Wehr unter anderem auch mit einer Dampf-

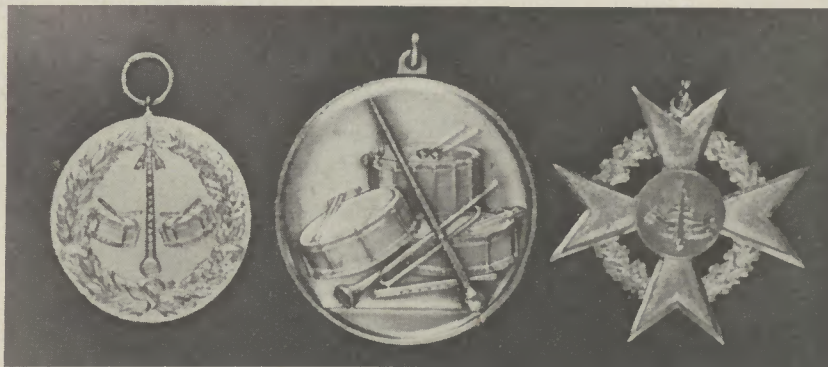


Der Spielmannszug des Werkes Hüsten. Von links nach rechts in der unteren Reihe Otto Leismann, Heinrich Reichenbruch, Herbert Sommerhoff, Willi Ladage, Fritz Schütte; in der mittleren Reihe Kurt Nötzel, Heribert Wirth, Karl Klauke, Fred Leismann, Heinz Thomas; in der oberen Reihe Heinz Feige, Franz Landgraf, Alois Simon, Josef Bremke.



Die Freiwillige Feuerwehr des Werkes Hüsten am 14. 11. 1925. Von links nach rechts: Joh. Driesch, Franz Rusche, Simon Groß, Josef Schlinkmann, Fritz Viehoff, Heinrich Stellpflug, und knieend Eberhard Jost und Otto Meier.

Erster Tambourmajorpreis vom Wettstreit in Menden 1957, Holzen 1961, Ahlen 1954.



spritze ausgerüstet, die in der Minute 2000 Liter Wasser auswerfen konnte. Ein Pferdegespann, eine Magirusleiter, tadellose Schläuche usw. vervollständigten die Ausrüstung. Unser Bild zeigt die immer einsatzbereite Dampfspritze mit ihrer Bedienungsmannschaft.

Ein besonderes Problem für die freiwilligen Feuerwehrmänner der damaligen Zeit war die rasche Alarmierung. Es gab noch keine Feuermeldestelle, wie wir sie heute kennen, und es gab keine Möglichkeit, durch Telefonanruf die Feuerwehrmänner zu alarmieren oder durch Sirenengeheul zusammenzurufen. Deshalb waren damals im Werk und in den Ortschaften Hornisten der Feuerwehr verteilt. An ihren Häusern war für jedermann sichtbar ein entsprechendes Schild angebracht.

Die 1909 anlässlich des 25jährigen Bestehens geweihte Fahne der Freiwilligen Feuerwehr des Werkes Hüsten mit ihrer Fahnenabordnung. Von links nach rechts: August Spillner, Franz Köhler, Heinrich Schwingenheuer.



Die Dampfspritze der Freiwilligen Feuerwehr des Werkes Hüsten mit der Bedienungsmannschaft. Von links nach rechts: Josef Klauke, Josef Haite, Ferdinand Brinkmann, Josef Gerlach (über Brinkmann), Clemens Schartekopp (oben stehend), Franz Sommerhoff, Heinrich Leifeld, Adolf Richter (oben sitzend) und Hornist Heinrich Müller (unten stehend).



Wurde einem von diesen Hornisten mitgeteilt, daß Feuer ausgebrochen sei, so gab er mit seinem Horn das vereinbarte Alarmsignal. Diese Signale mußten natürlich geübt werden, und bei diesen Übungen wurde der Wunsch wach, außer den Signalen auch Lieder oder Märsche auf den Instrumenten blasen zu können. So fanden sich schließlich einige Hornisten zu einem kleinen Korps zusammen, aus dem sich schließlich eine ansehnliche Musikkapelle entwickelte, die zusammen mit dem ihr angegliederten Spielmannszug etwa 40 Mann stark war.

Einer der ersten Hornisten war Bernhard Sommerhoff. Er gehörte zu den Gründern der Freiwilligen Feuerwehr, und zu Hause hingen an seinem Mantelhaken Uniform und Horn stets griffbereit, so daß er das erste Alarmsignal schon durch das Fenster seiner Wohnung hinausblasen konnte. Für ihn war es selbstverständlich, auch 1887 bei der Gründung des Spielmannszuges dabei zu sein, und er hat, nach mündlicher Überlieferung, diesen Zug als erster Tambourmajor geführt. Sein Enkel Herbert Sommerhoff ist der heutige Tambourmajor und setzt damit sozusagen eine Familientradition fort. Unter der Führung von Herbert Sommerhoff hat sich der Spielmannszug des Werkes Hüsten einen guten Ruf erworben und manchen Wettstreit siegreich ausgetragen, wovon zahlreiche Preise heute noch Zeugnis geben. Mehrfach erwarb Herbert Sommerhoff persönlich die besondere Auszeichnung, bester Tambourmajor des Wettstreites zu sein. Neben den vielen Pokalen und Ehrenurkunden, die heute in den Wohnungen der Korpsmitglieder einen besonderen Platz einnehmen, errang der Spielmannszug auch einige Preise, die man heute beim besten Willen nicht mehr vorzeigen kann, z. B. das in Warstein bei einem Wettstreit von der dortigen Brauerei gestiftete und von dem Hüstener Zug gewonnene Faß Bier; denn dies war einmal ein Preis, der sich bequem unter die Mitglieder des Zuges aufteilen ließ.

Unter vielen Pokalen fällt einer besonders ins Auge, weil er aus Blech gefertigt und in Ahlen, dem Sitz einer Emailier-Industrie, gewonnen wurde. Beim ersten flüchtigen Blick scheint er aus Delfter Porzellan zu sein.

In den Akten des Spielmannszuges findet man so viele Anmeldungen zu Freundschaftstreffen, öffentlichen Veranstaltungen usw., daß man nicht mehr allen folgen kann. Aber sie beweisen die Beliebtheit und den Erfolg unseres Spielmannszuges in der engeren und

weiteren Umgebung. Diesen Erfolgen ist natürlich ein fleißiges Üben vorausgegangen, und noch heute wird in dem Raume, den die Werksleitung freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat, wöchentlich geübt. Vor Wettstreiten treffen sich die Mitglieder des Spielmannszuges zu gemeinsamen Proben sogar dreimal in der Woche. Das Problem, das Wilhelm Busch mit den Worten andeutet:

„Musik wird störend oft empfunden, da sie meist mit Geräusch verbunden“, haben die Mitglieder des Spielmannszuges in der Umgebung ihres Übungsraumes natürlich auch kennengelernt. Anlässlich des 75jährigen Bestehens will der Zug in der Hüstener Schützenhalle einen Tambourwettstreit veranstalten. Dazu sei ihm ein guter Erfolg gewünscht.

Heinz Hesse, Werk Hüsten



1. Preise (Deckel von Pokalen) von den Wettstreiten in Menden 1957, Neheim 1951, Belecke 1960.



England und die EWG

Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), bestehend aus den sechs Ländern Frankreich, Italien, Belgien, den Niederlanden, Luxemburg und der Bundesrepublik Deutschland, hat seit ihrer Gründung im Jahre 1958 so große Fortschritte für alle ihre Mitglieder erzielt, daß sie zu einem starken Machtblock innerhalb Europas und der westlichen Welt geworden ist. Sie wird mit jedem Jahr wirtschaftlich und auch politisch stärker. Aber so groß die Erfolge der EWG auch sind, so sicher ist doch, daß eine europäische Gemeinschaft ohne England stets nur unvollständig sein wird. Und England kann sich dem gewaltigen wirtschaftlichen und politischen Sog, der von der Sechsergemeinschaft ausgeht, kaum noch entziehen.

Dann wäre es doch das einfachste, Großbritannien schliesse sich der EWG an . . . ? Leider liegen die Dinge jedoch nicht so einfach, wie die Europäer sie sich wünschen. England ist seit Jahrhunderten mit der weiten Welt in Übersee verbunden; zuerst als Kolonialmacht, dann als Mitglied des Commonwealth, der britischen Völkerfamilie. Die Briten haben es verstanden, sich frühere Kolonialvölker als Freunde zu erhalten. Ein Band gemeinsamer wirtschaftlicher und zum Teil auch politischer Interessen hält sie zusammen. Die Länder innerhalb dieses Bandes, „Commonwealth“ genannt, räumen einander große wirtschaftliche Vorteile ein, die sie Ländern außerhalb des Commonwealth nicht gewähren.

So bezieht England einen großen Teil seines Bedarfs an landwirtschaftlichen Produkten, z. B. Lebensmittel, billig aus dem Commonwealth. Wenn England sich der EWG anschließt, muß es erstens für diese Einfuhr Zoll zahlen, und zweitens muß es in diesem Falle mehr als seither von seinen europäischen Partnerländern beziehen; denn jeder der EWG angehörende Staat ist verpflichtet, seine Partner beim Einkauf zu bevorzugen. Es werden also dann nicht nur die Lebensmittel in England selbst teurer, sondern die seitherigen Lieferanten Englands aus dem Commonwealth verlieren auch an Absatzmöglichkeiten. Nun wäscht im in-

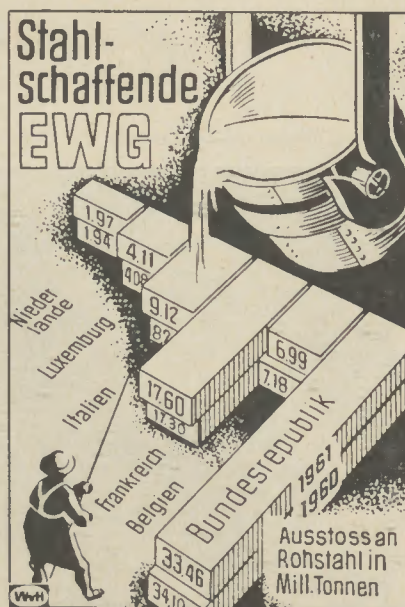
ternationalen Handel immer eine Hand die andere. Wenn England weniger Lebensmittel aus dem Commonwealth bezieht, werden es sich Länder wie Kanada, Australien, Neuseeland und andere überlegen, ob sie nicht ihrerseits Autos, Landmaschinen usw. in Ländern kaufen sollen, die vielleicht billiger liefern können als England – und ihnen sogar noch Lebensmittel abnehmen, die sie sonst nicht mehr loswerden.

Das alles muß bedacht werden. Denn wenn sich England jetzt zum Eintritt in die EWG entschließt, muß es sich selbstverständlich den Bedingungen der EWG unterwerfen. Das müßten ja die anderen sechs Staaten auch; alle haben grundsätzlich gleiche Rechte und Pflichten. Was sollen die Briten also tun? England kann als Mitglied der EWG nicht allein weiter seine Commonwealth-Vergünstigungen beanspruchen; die Commonwealth-Länder müßten auf die meisten ihrer gegenseitigen Vergünstigungen verzichten. Die Möglichkeit aber, daß sich

das Commonwealth geschlossen der EWG anschließen könnte, ist gleich Null, denn die meist sehr jungen und nationalbewußten farbigen Commonwealthnationen sind nicht bereit, soviel an wirtschaftlicher und (oft soeben erst erlangter) politischer Souveränität aufzugeben, wie es die EWG von ihren Mitgliedern verlangt.

Auf der einen Seite steht die unwiderlegbare Tatsache, daß sich die Beziehungen Englands zum Commonwealth seit vielen Jahren bewährt haben. Auf der anderen Seite wächst von Tag zu Tag der wirtschaftliche Druck auf Großbritannien zur Beteiligung an der EWG. Wenn die Briten noch allzu lange zögern, ins Schwimmbecken Europas zu springen, verpassen sie vielleicht ganz den Anschluß an die europäische Mannschaft.

England muß also vorsichtig handeln. Ein kühner Sprung ohne Rücksicht auf die Bedenken der Commonwealth-Länder kann dieses internationale Band von Weißen, Braunen und Schwarzen zerreißen. Es ist ja nicht



Mit 73,3 Millionen Tonnen hat die Stahlproduktion in den sechs EWG-Ländern 1961 einen neuen Rekord erreicht, 1960 betrug sie 72,8 Millionen Tonnen. Dabei war in der zweiten Jahreshälfte 1961 eine gewisse Abschwächung der Hochkonjunktur zu verzeichnen. Während der vergangenen zehn Jahre konnte die Produktionskapazität, besonders die der Hochöfen und Stahlwerksöfen, nur mit Mühe der Nachfrageentwicklung folgen. Jetzt geht sie dieser Entwicklung langsam voraus. Eine ähnliche Erscheinung bahnt sich auch auf dem Weltmarkt an. Die Verlangsamung der Produktionsrate war auch wesentlich auf das Bestreben der Verbraucher zurückzuführen, die Bestellungen bei den Walzwerken zu drosseln und die vorhandenen Vorräte abzubauen. Die Hohe Behörde spricht von „dem Beginn einer neuen Art von Marktgleichgewicht“.

England allein, das vom Bestand des Commonwealth profitiert: der ganze Westen ist glücklich darüber, daß es heute noch eine Organisation gibt, in der sich Völker verschiedener Rasse

und Nationalität, ja sogar verschiedener Regierungs- und Wirtschaftsform zusammenfinden. Deshalb sollten wir Verständnis für Englands Zögern haben. Die Briten suchen nach einer Lö-

sung, die ihnen den Beitritt zur EWG möglich macht, ohne daß das Commonwealth dadurch zerfällt. Und – sie werden bestimmt bald eine solche Lösung finden!

Weltmacht „Commonwealth“

Was ist das jeden Tag in der Zeitung zitierte „Commonwealth“ eigentlich? Ein Staatenbund? Eine lose Vereinigung früherer britischer Kolonien? Eine Interessengemeinschaft?

Keins von allem – und doch von jedem etwas. Aus dem früheren Britischen Weltreich wuchs allmählich ein neues „Gemeinwesen der Nationen“. Millionen Engländer leben auch heute noch, nachdem Großbritannien längst die meisten Kolonien selbständig werden ließ, in Übersee; die Mehrzahl aller britischen Familien hat Angehörige „draußen“, im Commonwealth. Das enge Zusammengehörigkeitsgefühl der über die ganze Welt verstreuten, nach Landesnatur, Klima, Erzeugnissen und Bedürfnissen so himmelweit verschiedenen Staaten und Protektorate, Kolonien und Dominien untereinander und mit ihrem Mutterland ist – vielleicht gerade deswegen, weil kein Zwang sie verknüpft, sondern Einsicht und zum großen Teil auch die jahrhundertalte Tradition –

eine bestimmende Weltmacht. Wirtschaftlich und politisch ein Gigant: das „Commonwealth of Nations“ ist, rechnet man die Größe aller Gebiete zusammen, so umfangreich wie der riesige afrikanische Kontinent und zählt so viele Menschen wie Afrika plus Europa!

Zu den Mitgliedern des Commonwealth zählen u. a.:

Großbritannien und Nordirland
Australien
Ceylon
Cypern
Indien
Ghana
Kanada
Malaya
Neuseeland
Nigeria
Pakistan
Sierra Leone
Tanganjika*)

Bevölkerung:

Großbritannien und Nordirland 51

Millionen (ähnlich unserer Bundesrepublik).

Übersee über 600 Millionen; davon etwa 570 Millionen Farbige, 30 Millionen Weiße.

Größe:

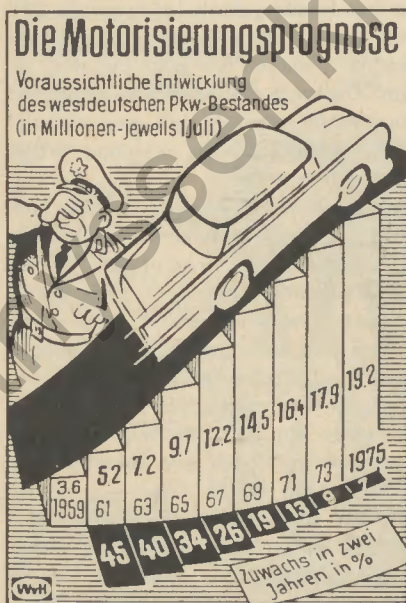
Großbritannien und Nordirland 244 000 qkm (etwa wie unsere Bundesrepublik).

Übersee über 30 Millionen qkm.

Die Bevölkerung umfaßt über ein Fünftel der Menschheit, das Gebiet ein Fünftel der Erdoberfläche (Landmasse).

In einer gemeinsamen Erklärung der Commonwealth-Mitgliedstaaten wurden sie definiert als „autonome Staatswesen innerhalb der Britischen Staatengemeinschaft, von gleichem Status, hinsichtlich ihrer inneren und äußeren Angelegenheiten in keiner Weise einander untergeordnet, obwohl durch die gemeinsame Lehnstreue zur Krone geeint und frei als Mitglieder der Britischen Völkergemeinschaft assoziiert“.

*) Der irische Freistaat ist nicht Mitglied. Südafrika ist 1961 ausgeschieden. Trotzdem werden beide Staaten als „befreundet“ behandelt.



Eine Flut von Fahrzeugen hat sich in den letzten Jahren auf die bundesdeutschen Straßen ergossen. Zwischen 1952 und 1959 allein nahm unser Kraftfahrzeugpark um 2,73 auf 4,17 Millionen Kraftwagen zu. Von dem Zwei-Millionen-Zuwachs entfielen nur 30 000 auf Busse und Sonderfahrzeuge und 96 000 auf Lastkraftwagen, so daß bei uns heute die Lkw-Dichte bei weitem nicht so groß ist wie in anderen Industrieländern. Mehr als 95 Prozent des gesamten Bestandes aber sind Personenkraftwagen. Deren Zunahme in den künftigen Jahren ist deshalb Maßstab für Motorisierungsprognosen. Unsere Darstellung, die sich auf Zahlen der Deutschen Straßenliga stützt, zeigt, daß sich der Pkw-Bestand bis 1975 fast vervierfacht haben wird. Das entspricht einer Fahrzeugdichte von etwa 300 je 1 000 Einwohner.





Niederschelden um 1890

Als Niederschelden noch kein Stahlwerk hatte

Dieses Foto entstand lange vor dem Jahre 1900. Von halber Höhe der Birkeley aufgenommen, zeigt es uns eine Landschaft, die uns fremd erschiene, wenn nicht rechts im Bilde unser Hochofenbetrieb mit der noch sehr kleinen Sandhalde zu sehen wäre.

Der Standpunkt, den der damalige Photograph eingenommen hatte, ist eine historische Stätte, nämlich die seit Jahrhunderten bestehende Grenze zwischen dem Fürstlich Saynschen Gebiet und den Besitzungen der Grafen von Nassau-Siegen, wie noch heute dort stehende uralte Grenzsteine mit den Buchstaben N und S im Hauberg nachweisen. Hier Nassau – dort Sayn. Später blieb diese Linie Grenze zwischen Westfalen und Rheinland und ist in ihrem Verlauf auch heute noch die gleiche zwischen Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz.

Am vorderen Hang, zu Füßen des Photographen, glänzte das klare silberne Band der Sieg; im Volksmund wird dieses Stück des Flußlaufes der „Brinsche Woag“ genannt. Der „Brin-

sche Woag“ war ehemals der ideale und beliebte Badeplatz der Niederscheldener und Birker Jugend. Eingedämmt durch ein Mühlenwehr, waren dort beachtliche Tiefen zu verzeichnen, die nicht nur unvorsichtigen Nichtschwimmern schon zum Verhängnis wurden, sondern der Sage nach schon in grauer Vorzeit Roß und Reiter verschlungen haben sollen. Der Chronist Otto Becher aus Mundersbach deutet deshalb den Namen „Brinsche Woag“ auch als Ableitung des hochdeutschen Wortes Prinzenwooge, weil in der „Sage von den drei Roßtrappen“ der gegen die Saynischen im Kampf unterlegene Anführer der Siegenschen Ritter mit seinem Roß in waghalsigem Sprung von der Felsplatte hinunter in die Sieg stürzte, und zwar mit so heftigem Aufprall, daß sich eine riesige Woge bildete, die das andere Ufer überschwemmte. Da dieser Anführer ein Prinz gewesen sei, hätte man seit jener Zeit das Flußstück die Prinzenwooge genannt.

Der Niederschelder Chronist Wilhelm

Nassauer dagegen weist urkundlich nach, daß der „Brinsche Woag“ unter dem Namen „Breunigs Woog“ seit 1644 verzeichnet ist.

Nun braucht das eine das andere nicht auszuschließen, denn 1644 war die Zeit der gepanzerten Ritter schon lange vorbei. Nehmen wir also an, daß jeder Deutung ein Körnchen Wahrheit innewohnt, nämlich daß der „Woag“ zum mindesten etwas mit einer Woge zu tun hat.

Unser „Brinsche Woag“ forderte sein letztes Opfer vor zwei Jahren, als ein des Schwimmens unkundiger Stukkatteur leichtsinnigerweise in einer Speisepfanne eine Gondelfahrt unternahm, wobei sein seltsamer Nachen kenterte und er sein Leben einbüßte.

Das alte Bild zeigt schon den Bahnhof. Zwischen ihm und der Sieg erstreckte sich eine fruchtbare Aue, durch welche ein Fahrweg führte.

Damals zogen noch die Ochsen des Ludwigsbur und des Gewerken Kreuz aus Niederschelden den Pflug durch das gute Land. Aber der landwirt-

schaftlichen Nutzung war schon ein Ziel gesetzt.

Von der Charlottenhütte aus wurde auf der ganzen Aue Schlacke und Sand angeschüttet bis in die Höhe des Bahnhofes. Und auf diesem Gelände wurde dann etwa zwanzig Jahre später der Grundstein des Stahlwerkes gelegt.

Wo aber ist die große Gemeinde Niederschelderhütte, die heute fast 4000 Einwohner zählt? Am jenseitigen Hang sah der Beschauer nur Hauberg und erst zum Teil gerodete Felder. Lediglich die Röstöfen und einige wenige Häuschen unterbrechen das grüne Einerlei. Hinterm Bahnhof steht allerdings schon das Sängersche Haus, in dem einige Jahre die Hauptverwaltung der Charlottenhütte ihren Sitz hatte, bis 1906 das jetzige Hauptbüro hinter dem Kugelbaum am Wege errichtet wurde. Der hohe Schornstein der jahrhundertalten Niederschelder Hütte (alte Hütte) ist auf dem alten Bilde zu erkennen, aber den grünbewaldeten Hügel, den Ausläufer des Rothenbergs, krönt noch nicht die Niederschelder evangelische Kirche.

Der weiße Fleck links im Hintergrund am Hang des Berges deutet die Anlage der Grube Honigsmund in Gosenbach an. Rechts zur Mitte hin zieht sich hinter dem Pochehof am Hohlstein wie ein weißer Strich der Bergmannspfad zur Grube „Grüner Löwe“ in Gosenbach durch den Hauberg. Am steilen Hang des Rothenbergs, rechts von den drei Steinbrüchen, sieht man im Schulwald ein Stück Haubergswirtschaft. Teils neu abgeholzte Stücke, teils Stücke mit Haubergsroggen und anschließend die mit einer lebenden



Niederschelden und ein Teil von Niederschelderhütte von der Birkeley aus.

Hecke umfriedete Schulbaumschule. Mitte und rechts im Bilde das alte Niederschelden, noch ohne Panneviertel, jedoch noch mit der Gerberei rechts vor der Brücke. Es folgt anschließend unser Hochofenwerk mit noch kleiner Sandhalde. Dann aber, aussehend, als ob es direkt am Rande der Halde stehe, in Wirklichkeit aber noch ein erkleckliches Stück weiter, steht das Stollenhaus der „Buntekuh“, des ergiebigen Kobaltstollens unterhalb der Birkeley. Dieses Häuschen mitten im Walde, von einer Familie bewohnt, ist heute noch in den Erinnerungen älterer Leute von Legenden umrankt. Die Bewohner hießen kurzweg „Bontekoohs“.

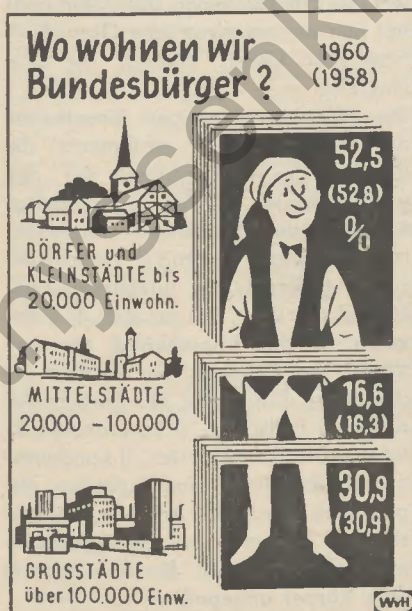
Der über die „Buntekuh“ nach Birken

führende Weg war die kürzeste Verbindung von Niederschelden nach Birken, und wie das so üblich war, wurden gerade hier zwischen den Jungen beider Gemeinden öfters kleinere und größere Scharmützel ausgefochten.

Heute verbindet anstelle des alten Haubergsweges ein fester Weg mit Teerdecke für Elektrokarren und Hubstapler den Hochofenbetrieb mit den Südabteilungen des Stahlwerkes.

Zum Schluß verdient noch Erwähnung, daß das Kobalterz, welches aus dem unteren Stollen, direkt an der Sieg, gefördert wurde, über die Sieg gefloßt wurde zum Versand oder zum Transport nach der Poche.

Alfred Klöckner, Werk Niederschelden



Wo wohnen wir Bundesbürger?

Im April 1961 überschritt die Einwohnerzahl der Bundesrepublik die 54-Millionen-Grenze (ohne Westberlin). Die Wohngewohnheiten haben sich, bedingt durch die starke Bevölkerungszunahme, im letzten Vierteljahrhundert oft verschoben. 1939 wohnten 53,8 Prozent in Dörfern und Kleinstädten, 1950 58,5 und 1960 nur noch 52,5 Prozent. Die im Krieg gemiedene Großstadt lockt, der stärkste Trend aber geht zur Mittelstadt: über 13,3 Prozent 1939 und 14,2 für 1950 auf 16,6 Prozent 1960. Die

Großstadt hat die 32,9 Prozent von 1939 mit 30,9 für 1960 noch nicht wieder aufgeholt, 1950 waren es nur 27,3 Prozent. Immerhin wohnen 16,5 Prozent der 54 Millionen Bundesbürger in den Riesenstädten, und diese Zahl dürfte rasch ansteigen, denn immer mehr Menschen wandern vom Land ab. – 25,5 Millionen männlichen Einwohnern stehen im Bundesgebiet 28,5 Millionen weibliche gegenüber. Von den 2,2 Millionen Einwohnern West-Berlins sind sogar 1 268 000 weiblichen und nur 934 000 männlichen Geschlechts.

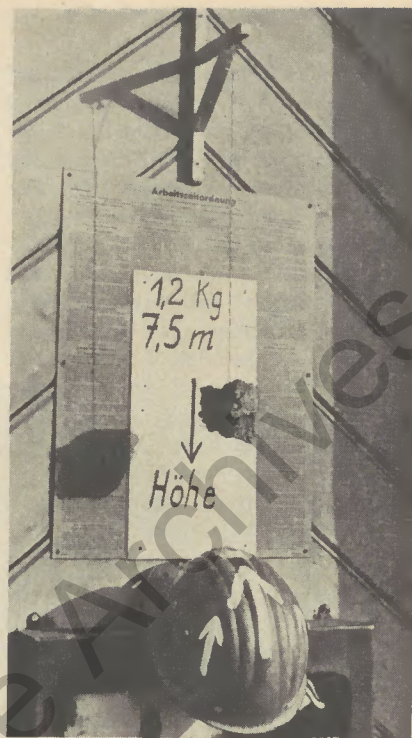
Schutzhelm bewährte sich!

Wie oft wird das in Hüttenwerken vorgeschriebene Tragen eines Schutzhelmes als lästig empfunden, und wie überzeugt wird die Meinung vertreten: „Mir kann auch ohne Schutzhelm nichts passieren“. Zahlreiche Vorfälle beweisen jedoch immer wieder den Wert der Schutzhelme, und es darf behauptet werden, daß nur durch das Tragen von geeigneten Helmen ernsthafte, wenn nicht sogar tödliche Verletzungen verhindert werden konnten. Als mahnendes Beispiel und gleichzeitig als verpflichtenden Aufruf an alle in Hüttenwerken Beschäftigten schildern wir nachstehend einen „Unfall“ aus dem Werk Wehbach, der jedoch dank des getragenen Schutzhelmes kein wirklicher Unfall wurde:

Dem Arbeiter Fr. U. fiel bei einem Kontrollgang in seinem Arbeitsbereich ein 1,2 kg schwerer Roheisenbrocken aus 7,5 m Höhe auf den Kopf. Dabei wurde der von U. getragene Schutz-

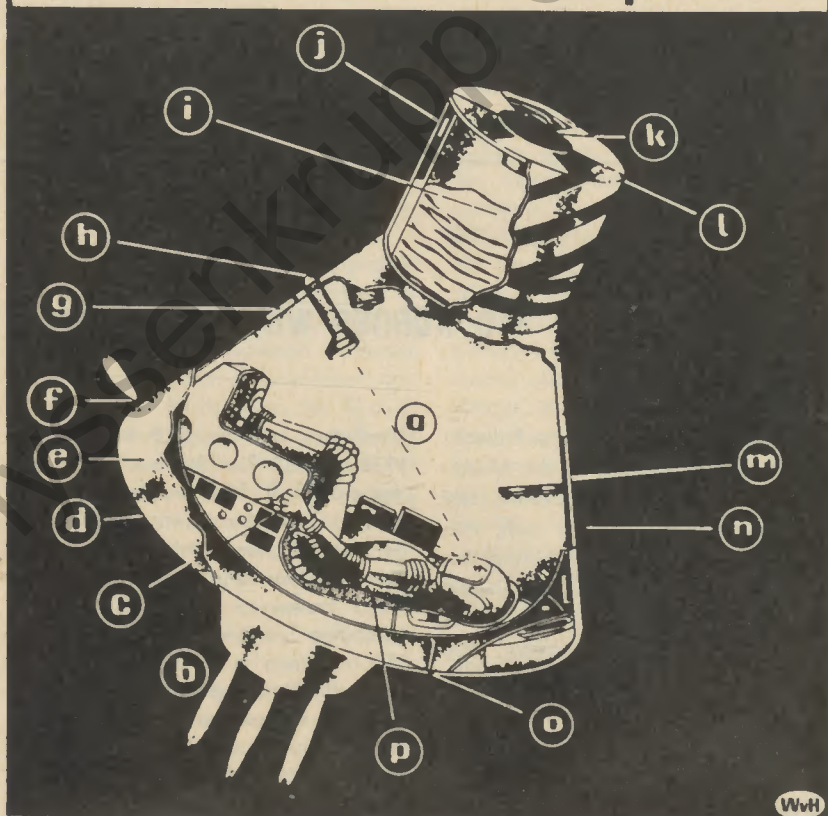
helm nur leicht beschädigt, während dem Betroffenen nichts passierte, außer daß er „mit Ohrensausen in die Knie ging“. Die Überlegung, was wirklich geschehen wäre, wenn U. keinen Schutzhelm getragen hätte, braucht in diesem Falle nicht weiter entwickelt zu werden, da die beschriebene Situation jedem Hüttenmann die Antwort geben wird. Es bleibt nur die erfreuliche Tatsache festzustellen, daß allein der Schutzhelm die Gesundheit, wenn nicht sogar das Leben eines Mitarbeiters rettete und damit Trauer und Sorgen aus einer Familie fernhielt.

Als einprägsames Anschauungsmittel wurde der beschädigte Schutzhelm mit dem Eisenbrocken, wie das nebenstehende Foto zeigt, an der Sanitätsstelle des Werkes Wehbach angebracht. Mit überzeugender Deutlichkeit wurde wieder einmal der Wert der Schutzhelme bewiesen, und jedes Belegschaftsmitglied eines Hüttenwerkes sollte daraus



die einzig richtige Schlußfolgerung ziehen, im eigenen und im Interesse seiner Angehörigen das Tragen eines Schutzhelmes als Verpflichtung anzusehen. Willi Stahl, Werk Wehbach

Mensch in der Kapsel



Nach den ballistischen Flügen der US-Astronauten Shepard und Grissom sowie der Erdumkreisung des Affen Enos hat nun der amerikanische Oberstleutnant John Glenn dreimal die Erde umkreist.

Die Darstellung einiger Einzelheiten der Mercury-Kapsel verdeutlicht die Sorgfalt der Vorkehrungen für den großen Sprung ins All. a) Automaten für künstlichen Druck und Lüfterneuerung, b) Bremsraketen, c) Handsteuerung, d) Radios, e) hitzebeständiger Mantel aus Glas, 2½ cm dick, f) 8 Raketen in der Kapselwand, g) eine Wand von Titanium und Inconel um die ganze Kapsel, h) Navigations-Periskop, i) Fallschirm, j) Lenkraketen, k) Infrarot-Horizontabtaster, l) Landungsdeckel, der durch eine Explosion abgeworfen wird, m) Antenne, n) Einstieg, o) Wärme- und Geräuschisolation, p) Liegestuhl für den Piloten, dem Körper angepaßt.

WIE SIEGEN ZU SEINER POST KAM

Von Gustav Mosel, Postrat

In Heft Nr. 1/1962 berichtete Lk über die Pressekonferenz der Oberpostdirektion Dortmund am 29. 11. 1961 in Siegen. Er konnte dabei mit eindrucksvollen Zahlen über die geradezu stürmische Aufwärtsentwicklung des Verkehrs auch beim Postamt Siegen aufwarten. Seine Ausführungen haben sicherlich bei dem einen oder anderen Leser den Wunsch erweckt, einmal auch etwas über die Geschichte der Post in unserem heimatlichen Raum zu erfahren. Wie ist Siegen zu seinem Postamt gekommen?

Es bedarf keiner Frage, daß die Post als ältestes Glied in der Kette aller Verkehrseinrichtungen eine reiche, wechselvolle und denkwürdige Geschichte hat. Kaum ein Zweig des öffentlichen Lebens ist mit den politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Ereignissen innerhalb einer Landschaft so fest verknüpft wie gerade die Post. Eng fügt sich ihre Geschichte in den Rahmen der allgemeinen und der Heimatgeschichte ein.

Voraussetzung zur Einrichtung von Postverbindungen ist für die Bewohner eines Gemeinwesens zu allen Zeiten erst einmal das Bedürfnis gewesen, überhaupt einen Nachrichtenaustausch pflegen zu müssen, zum anderen war eine verkehrsgünstige Lage dazu notwendig. Beide Voraussetzungen trafen für Siegen bereits in früher Zeit zu.

Soweit wir in der Geschichte zurückblicken können, ist Siegen immer ein Verkehrsknotenpunkt gewesen. Der aus den beiden Wurzeln der Martini- und Nicolaistadt zusammengewachsene Ort lag am Treffpunkt von vier wichtigen Fernstraßen, die nach Köln, Wetzlar, Mainz, Meschede-Paderborn und in das Hessenland führten. Aber nicht allein diese günstige geographische Lage machte die Stadt Siegen früher als manche andere zu einem Mittelpunkt, sondern auch die wirtschaftliche Eigenbedeutung, die sie schon vorzeiten besaß.

Bergbau und Eisenverhüttung brachten das Siegerland bereits im Mittelalter mit der Außenwelt in Verbindung. Wir wissen – um nur einiges zu erwähnen –, daß der in Siegen von den Stahlschmieden erzeugte Rohstahl in Tonnen verpackt nach Köln und in das bergisch-märkische Land versandt wurde. Wie ferner aus der Siegener „Ordnung der Ysenwaren“ von 1549 zu entnehmen ist, kamen Siegerländer Erzeugnisse schon damals auf den Frankfurter und Wormser Messen sowie den Marburger, Fritzlarer und Kasseler Märkten zum Verkauf. In Frankfurt (Main) ist uns im übrigen schon 1323 ein Siegener Eisenhändler „Heinrich Wolf der Alte“ bezeugt.

Von einem gutarbeitenden Nachrichtenverkehr hängt aber nicht nur ein geordnetes Wirtschaftsleben ab, auch die staatliche Verwaltung und die Wissenschaft können Einrichtungen für den Nachrichtenaustausch nicht entbehren. Wir wollen uns deshalb für unser Gebiet nur kurz daran erinnern, daß bei Einsetzen der urkundlichen Überlieferung im 13. Jahrhundert das Siegerland bereits als eines der Kernländer der Grafen von Nassau erscheint, wenn diese sich auch bis um 1400 noch mit dem Kölner Erzbischof in den Besitz Siegens teilen mußten.

Im Rahmen dieser Abhandlung ist es leider nicht möglich, noch weiter im einzelnen darzulegen, wie die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse unseres Raumes in früherer Zeit zu den postalischen Einrichtungen in Beziehung standen. Es muß auch darauf verzichtet werden, erschöpfend darauf einzugehen, wie es über das Botenwesen der Klöster und Universitäten und über die Fuhrmanns- und Metzgerposten nach und nach zum richtigen Postwesen kam.

Dabei ist im übrigen zu bedenken, daß von einer Post im heutigen Sinne eigentlich auch erst dann gesprochen werden kann, wenn eine Institution Nachrichten von jedermann gleich welchen Standes zur Beförderung annimmt.

Und da ist für unser Gebiet als erster Vorläufer unserer heutigen Post die Botenanstalt der Stadt Frankfurt bezeugt. Nachrichten darüber finden wir in den Botenbüchern, die für die Jahre von 1381 bis 1550 noch im Frankfurter Stadtarchiv lagern. In diesen Botenbüchern haben die damaligen Bürgermeister der freien Reichsstadt Frankfurt (Main) gewissenhaft alle Botenlöhne aufgezeichnet, die an die Boten gezahlt wurden. Außer den Botenlöhnen erfahren wir, nach welchen Orten Boten abgingen, verschiedentlich sind auch die Empfänger und der Inhalt der Briefe kurz angegeben. Neben Orten aus der näheren Umgebung Frankfurts hatten die Boten Gänge in einem Umkreis bis Aschaffenburg, Speyer, Coblenz, Köln und Siegen zu besorgen.

So lesen wir z. B. im „Potten Register Ao 1543“ u. a. folgende Eintragung:

„Philip Herzog“) so Brief ghen Cassel an Lantgraven getragen und ein Tag stil geleg. geben 1 L 3 Sh 10 Hlr Demselben noch geben daß Er furter gen Siegen gelauff und Grav Wilhelm von Nassau desgleich Grav Philip von Nassau zu Sarbruck zwei brief von den Räten und Gesandten der Ainfungs Verwandten“) stand ausgangen, präsentirt hat 25 Octobr a ° 43 12 sh“.

Diese Eintragung beweist, daß die Frankfurter

Boten nicht nur Briefe des Rates der Stadt Frankfurt mitgenommen haben, sondern auch für andere, vornehmlich wohl aber für Handel- und Gewerbetreibende.

Besonders interessant ist das Botenbuch aus dem Jahre 1439. Auf seinem Umschlag hat ein Zeichner das Bild des Frankfurter Boten Hendrich von Hanauwe festgehalten. Auf der Brust trägt Hendrich das Schild mit dem Frankfurter Adler, auf dem Rücken die Botenbüchse, in der rechten Hand einen Brief und in der linken einen Spieß. Diesen tragen die Boten – wie es in einer zeitgenössischen Abhandlung heißt –, „damit sie vermittelst desselben sowohl den Anfall der Hunde in Städten und Dörfern, die sie passieren, von sich abwehren, oder auch über Gräben desto füglicher fortkommen können“.

Es würde zu weit führen, in diesem Zusammenhang hier noch näher auf die Organisation des mittelalterlichen Stadtbotenwesens einzugehen. Ähnlich aber wie in Frankfurt gab es städtische Botenanstalten auch in Köln, Straßburg, Augsburg, Nürnberg und Konstanz. Eine größere zusammenhängende Botenanstalt besaß auch die Hanse. Diese – wenn wir sie einmal so nennen wollen – Hanseatenpost reichte im 14. Jahrhundert schon von Köln bis Riga. Nach dem Beitritt des rheinischen Städtebundes und nach dem Anschluß von Leipzig an das große Netz der Botenverbindungen entstand schließlich durch die Botenzüge der Hanse in Verbindung mit den Botenlinien der einzelnen Städte schon im frühen Mittelalter eine richtige Art von Postnetz.

Daß es damals ferner schon so etwas Ähnliches wie einen Fahrplan gab, beweist die Abbildung eines Blattes aus dem Jahre 1612, das sich im Bundespostmuseum in Frankfurt befindet und über das Dr. Kruse in der Zeitschrift Siegerland einmal berichtet hat. Für 24 „vornehme Haupt- und Handelsstädte“ sind darauf die Wegerouten nach Nürnberg mit den Entfernungen von Ort zu Ort aufgezeichnet. Unter den 24 Orten befindet sich auch Siegen, auch ein Beweis für die wirtschaftliche Bedeutung Siegens schon in jener Zeit.



1) Name des Boten

2) Erbengemeinschaft der Wallramischen und Ottonischen Linien

In diesem Zusammenhang drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob nicht auch die Landesherren und Städte in unserem Raum in jener Zeit etwas unternommen haben, um ihre Nachrichten selbst abzubefördern und damit Anschluß an die bestehenden größeren Botenlinien zu gewinnen. Und so finden wir denn auch in den verschiedenen Stadt- und Landesrechnungen manche Eintragungen, die uns zeigen, daß auch die Landesherren und Städte in unserer Gegend schon im Mittelalter eigene Boten zur Beförderung von Nachrichten ausgesandt haben.

Ich kann dazu hier wegen der Kürze des mir zur Verfügung stehenden Raumes nur einige Beispiele bringen. Herr Lehrer a. D. Siebel machte mich auf folgende Eintragungen aufmerksam, die sich in den Siegener Renteirechnungen im Staatsarchiv Münster befinden: 1583

„Vf heutt den 15 t Decemb Ao 83 ist henrich Bloch von Weidenau zum Post botten angenommen. Haben ihm alle woche geben 12 alb. sein biss auff Ostern diesses lauffenden 84 Jhares 18 wochen, thun an gelt IX gulden“ 1593

„Item alss von dem wolg. m. g. hern mir beuechl zukommen, beneben einem Paken briefen, dass ich dieselbigen mit Iheronimo Krebsbergern gen Cöln vf die Niederlandsche Post verschaffen sollt, hatt derselb vf dieser Reise verzert so ich ime erstattet laut quittunge VI g V alb“.

Was für weite Wege die Boten damals zurücklegen mußten, zeigt die folgende Eintragung aus den Dillenburg Renteirechnungen, die im Staatsarchiv Wiesbaden aufbewahrt werden: 1518

„Montag nach Quasi modogeniti schickte m. gn. H. den Kragk nach Celle, wurden ihn die Briefe bei Fritzlar genommen und er ging wieder heim. Zu Lohn gegeben 10 alt. Sonntag Jubilate schickte m. gen. H. Stifften Schwager von Hayn mit den Briefen, die dem Kragk genommen worden waren, nach Celle. Ihm zu Lohn 1 gl 10 alb.“

Als Stifften Schwager wieder aus dem Land zu Nassau von Celle kam, hatte er den Herzog zu Celle nicht gefunden und mußte einen Boten ausschicken, ihn zu suchen. Der lief nach Lüneburg, Winsen und fand ihn zuletzt in Harburg. Mußte ihn mit 15 alb lohnen“.

Die geschilderten Beispiele der mittelalterlichen Nachrichtenübermittlung zeigen uns, daß diesen Einrichtungen, wenn sie auch schon Briefe von Privaten mitbefördert haben, sowohl die Rechte als auch die Pflichten von öffentlichen Anstalten mangelten. Vor allem fehlt ihnen noch der für eine richtige Post typische Wechsel der Boten.

Erst eine Einrichtung zur Briefbeförderung durch eine Botenreihe (Stafetten) zu Fuß oder mit regelmäßigem Pferdewechsel können wir wirklich als „Post“ bezeichnen. Diesen Charakter erhielt erst die im Jahre 1516 vom Freiherrn Johann Baptist von Taxis mit Unterstützung des Kaisers Maximilian ins Leben gerufene Postlinie von Wien nach Brüssel, woraus sich im Laufe der Zeit dann das thurn- und taxissche Postwesen entwickelte. Für unser Gebiet ist es interessant zu wissen, daß schon 1615 eine Postlinie von Nürnberg über Frankfurt nach Cöln eingerichtet wurde.

Aus Akten des Hauptstaatsarchivs in Wiesbaden geht hervor, daß die Nassauer Fürsten immer bemüht gewesen sind, über ihre eigenen Boten nun Anschluß an die thurn- und

taxisschen Postkurse zu gewinnen. Besonders verdient gemacht hat sich darum für die gesamten Nassauer Lande der Rat und Amtmann zu Dietz Naurath. Er schreibt z. B. am 29. Januar 1619 an den Gräfl. Sekretario zu Hadamar: „Weil ich jetziger Zeit mit vielerley Geschäften überladen, bitte freundlich nach Dillenburg zu berichten, daß der Postmeister zu Frankfurt begehre, ihm jedesmal die schreiben, so auf Wien oder Prag geschickt werden sollen, des Montags zu abend oder Dienstag früh nach Frankfurt zu verschaffen.“

Fürst Johann Franz Desideratus von Nassau-Siegen (Kath. Linie) schreibt selbst am 7. Februar 1678 von Siegen (Oberes Schloß) an den „Maitre de la Poste Mr. Wetzel“ in Frankfurt wegen eines „aus Wien lang erwarteten briefs“ „weilen nun sich so geschwind keine ahnständige Gelegenheit findet, sie derab sicher anhero zu bringen, ahnersuchen wir den Herrn, das Secre(t) zu eröffnen, di drinnen befindlichen documente aufzeichnen, und solang sie in der verwaahr liegen zu lassen, bis wir entweder Jegen die vorstehende Mes oder anderen sicherer Personen sie abzulangen“

Diese Anfänge eines Botenlaufs zwischen Dillenburg und dem taxisschen Postamt in Frankfurt waren dann um 1700 zu einer regelrechten Postverbindung geworden. Jedenfalls lesen wir in einer Zusammenstellung der in Frankfurt ankommenden und von da abgehenden Posten aus dem Jahre 1700, die in Faulhabers „Geschichte der Post in Frankfurt“ enthalten ist, u. a. „Dillenburg Postillion kommt alle Freytage an, geht Samstags um 2 Uhr wieder weg mit Briefen auf Herborn, Siegen, Hachenburg, Berleburg und Gegend“

Damit ist nun aber auch die Zeit reif geworden, daß unser Gebiet unmittelbar von der Post erschlossen wird. Und da sehen wir plötzlich, daß sich nicht nur die Fürsten Thurn und Taxis dafür interessieren, sondern auch zwei landesherrliche Unternehmen, und zwar einmal die Hessen Casselsche Post und zum andern die Kurpfälzische Post, diese als ein landesherrlich privilegiertes Unternehmen eines Kommerzienrates von Aussem.

Von der Hessen Casselschen Post ist bis jetzt nur bekannt, daß diese nach einem Schreiben vom 7. Mai 1696 an Fürst Johann Franz Desiderato, die Absicht gehabt hat, „eine neue reitende Post zweymal in der Woche hin und her alss Sonn- und Donnerstag von Wetzlar auf Herborn, Dillenburg, Siegen, Dannenhaus, Traben an der Höhe“ nachher Cöllen anzulegen“. Anscheinend ist diese Absicht aber nicht verwirklicht worden. Jedenfalls konnte ich bis jetzt nichts weiter in den Akten darüber finden.

Die Kurpfälzische Postlinie durch unser Gebiet hat von 1704 bis 1774 bestanden. Sie verband die einzelnen Landesteile der Kurpfalz bis zur Donau und führte zunächst über den Westerwald von Mülheim über Troisdorf, Altenkirchen, Hachenburg-Hof, Salzbürg, Wetzlar, Frankfurt bis nach Heidelberg. Seit 1707 ging die Linie über Siegen, Dillenburg, Herborn, Wetzlar. „Churpfälzischer Post-Secretario“ in Siegen war Martin Mattheus Hinüber. Ob er aus dem Kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischen Postmeistergeschlecht Hinüber entstammt, konnte ich noch nicht feststellen. In der Stammtafel des Geschlechts, die von 1536 bis 1847 reicht, ist er nicht aufgeführt.

Die erste thurn- und taxissche Postverbindung durch unser Gebiet muß um die Mitte der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts eingerichtet worden sein. In der Stationsakte Herborn des taxisschen Zentralarchivs befindet sich jedenfalls ein Schreiben des Oberpostmeisters von Frankfurt vom 26. Januar 1736 „wegen des ao 1736 dem Herborner Posthalter auszuwerfenden Sa-

larit“. Der Kurs kam von Frankfurt und ging über Wetzlar, Herborn, Dillenburg nach Siegen.

Die Urkunden über den geleisteten Dienst zweier Siegener Posthalter finden sich noch in der thurn- und taxisschen Stationsakte Siegen, und zwar die von Jodocus Casparus Schreiber am 4. Xbris 1739 und von Johann Wiegand Böhmer am 16. April 1773. Von Böhmer wissen wir, daß er aus Kirchen stammte und früher Kleinschmied war. Er heiratete nach Siegen und bemühte sich nun, Bürger in Siegen zu werden „— — — bei dieser Stadt Siegen muß jeder eine Zunft gewinnen, wozu er berechtigt ist“. Johann Franz Utsch als alter Meister und Johannes Spies als junger Meister beurkunden daraufhin am 21. April 1763, daß „der Kaiserliche Reichs-Posthalter Herr Wiegand Böhmer in die löbl Massenbläser und Hammerschmieds Zunft Nassau Siegenisch Evangelischen Antheils“ aufgenommen ist. Böhmer hatte mit allerlei „Animositäten der Obrigkeit“ zu kämpfen. Leider ist hier nicht der Platz, um auf diese an und für sich interessanten Dinge näher einzugehen. Nachdem noch ein J. Moritz Stähler und ein Johann Steuder kurz als Posthalter in Siegen genannt sind, erscheint 1776 Johann Michael Gerlach. Seine Bestallung zum Posthalter vom 14. August 1776, von der noch eine durch den Siegener Notar Johann Eberhard Spruth am 19. Januar 1806 beglaubigte Kopie existiert, ist insofern interessant, als es darin u. a. heißt „die Briefe zu colligiren und discribiren, den Porto davon anzunehmen, und unserem Oberpostamt zu berechnen“. Die Posthalterei Siegen war also um diese Zeit nicht nur Posthalterei, sondern auch eine den Einzelbriefverkehr vermittelnde Poststelle, die unmittelbar mit dem Oberpostamt in Frankfurt abrechnete.

Nach einer Anzeige im „Oranien-Nassauischen Hof-Staats und Bergwerkskalender für das Jahr



Der Frankfurter Stadtbote Henchin Hanauwe nach einer Zeichnung im Botenbuch von 1439 (Stadtarchiv Frankfurt). Auf der Brust trägt er das Schild mit dem Frankfurter Adler, auf dem Rücken die Botenbüchse, in der rechten Hand einen Brief und in der linken einen Speiß.

1780“ verkehrten zu jener Zeit die Posten in Siegen wie folgt:

Reitende Post

a) Oberländische Post

Kommt an Sonntags abends um 9 Uhr. Dienstag morgens geg. 5 Uhr und Donnerstag abends um 9 Uhr.

Gehet ab Dienstag morgens um 7 Uhr, und Freytags nachmittags um 3 Uhr.

b) Niederländische und Chur Cöllnische Post

Kommt an Montags und Freytags mittag um 2 Uhr.

Gehet ab Sonntags und Donnerstags abends vor 10 Uhr.

c) Sauerländische und Westphälische Post

Kommt an Dienstags morgens um 7 Uhr, und Freytags nachmittags um 2 Uhr.

Gehet ab Dienstags morgens um 8 Uhr, und Donnerstags abends vor 10 Uhr.

Fahrende Post

Kommt an von Frankfurt Samstag abends geg. 9 Uhr und geht ab nach Cöln nemlichen abends 10 Uhr.

Kommt an von Cöln Mittwoch mittags um 12 Uhr und geht ab nach Frankfurt nemlichen Tags 1 Uhr.

Der Nachfolger von Joh. Michael Gerlach war sein Sohn Michael. Ihn ließ der Vater in Frankfurt „bei dem Commissariate und Oberpostamte praktizieren“. Das Oberpostamt in Frankfurt berichtet darüber am 19.11. 1803 an die Generaldirektion in Regensburg, daß „es für die Zukunft nützlich und nöthig wäre, wenn ein etwas fähiger Mann in Siegen sich befände, welchem man einige Obsorge über die zwei Routen nach Elberfeld und Arnsberg zu anvertrauen könnte“. Dieser Michael Gerlach war damit der erste wirkliche Postfachmann in Siegen.

Als Siegen 1806 dem Großherzogtum Berg einverleibt wurde, trat Gerlach als „Directeur des postes à Siegen“ in die Dienste der Großherzoglichen Generalpostdirektion, und später wurde er in Siegen preußischer Postdirektor. Unter ihm wurden die reinen Postdienstgeschäfte von denen der Posthalterei getrennt. So schreibt am 13. Oktober 1809 die Großherzogliche Generalpostdirektion an „Mr Pfitzer, Auberquiste au Lion d'or à Siegen Le moment est arrivé, M., de Crèer un Relais de Poste à Siegen . . .“. Es wurde am 1. November 1809 eingerichtet mit 4 Pferden und 2 Postwagen für die Fahrpostlinie Elberfeld, Born, Meinerzhagen, Olpe, Siegen, Dillenburg, Wetzlar.

Es ergibt sich jetzt die Frage, wo der Postdirektor Gerlach in Siegen sein Postamt gehabt hat. Die Frage ist leider noch nicht einwandfrei zu beantworten. Da er in Siegen kein eigenes Haus besaß, hat er öfter umziehen müssen. Im Jahre 1820 soll das sogar dreimal der Fall gewesen sein. Nach vieler Mühe gelang es endlich im Jahre 1822, in dem sogenannten Wittgensteinschen Flügel des Unteren Schlosses ein dauerndes Unterkommen für das Postamt zu finden.

Auf die stürmische Aufwärtsentwicklung im 19. Jahrhundert hier noch näher einzugehen, verbietet die Kürze des zur Verfügung stehenden Raumes. Es sei nur noch zum Schluß vermerkt, daß der Postdienstbetrieb am 20. Juni 1894 in das neu errichtete posteigene Dienstgebäude am Unteren Schloß verlegt wurde, in dem heute das Fernmeldeamt allein untergebracht ist. Das Postamt zog am 26. 6. 1926 in das neue Gebäude am Bahnhof um, in dem es sich heute noch nach manchen baulichen Veränderungen und Erweiterungen befindet.

Damit wäre die Frage „Wie ist Siegen zu seinem Postamt gekommen?“, die wir uns zu Beginn unserer Ausführungen gestellt hatten,

beantwortet. Vieles mußte dabei allerdings aus den erwähnten Gründen ungesagt bleiben, und manches konnte nur am Rande berührt werden. Vielleicht bietet sich aber später noch einmal Gelegenheit, über diese oder jene interessante Episode des Siegener Postgeschehens im einzelnen ausführlicher zu berichten.

Quellen und Literatur

Stadtarchiv Frankfurt: Botenbücher

Staatsarchiv Münster: Siegener Renteirechnungen.

Staatsarchiv Wiesbaden: Akten, Post und Botenwesen, Dillenburg Renteirechnungen

Staatsarchiv Düsseldorf: Briefbücher Generalpostdirektion

Thurn- und Taxissches Zentralarchiv: Stationsakten Siegen, Herborn, Dillenburg

Stadtarchiv Siegen: Postalische Sammlung

Alfred Lück: Vom Eisen

Wilhelm Güthling: Geschichte der Stadt Siegen

Franz Petri u. a.: Das Siegerland

Veredarius: Das Buch von der Weltpost

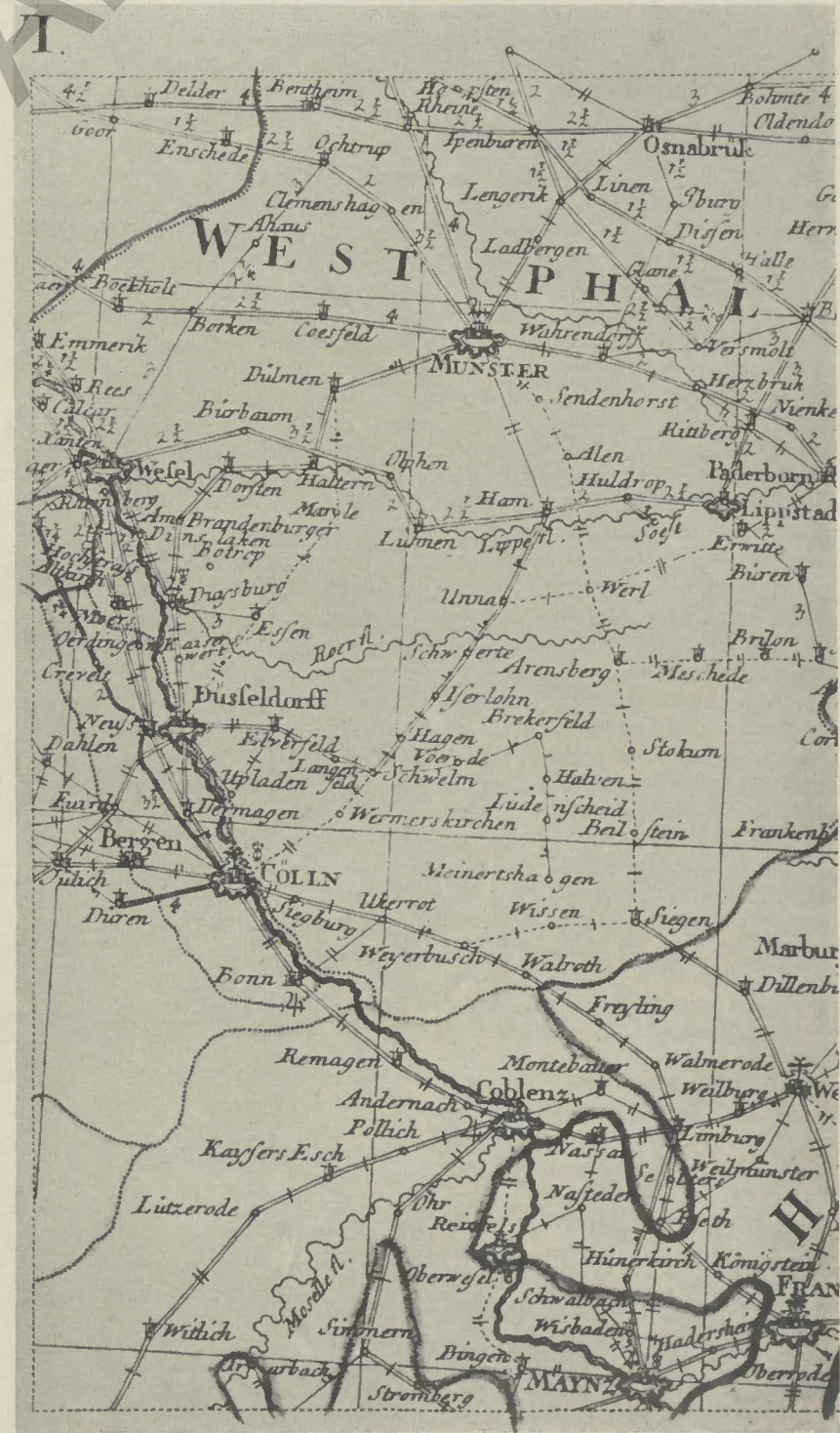
Faulhaber: Geschichte der Post in Frankfurt

Dr. Böttger: Die Verkehrswege des Siegerlandes

Zeitschrift: „Deutsche Postgeschichte“

1939 und 1942

Ausschnitt aus einer Post-Reisekarte vom Jahre 1786 (Ruhrtal-Museum, Schwerte).



³⁾ Johann V. von Nassau

⁴⁾ Geheimschreiben

⁵⁾ Drabender Höhe (Bez. Köln)

So werden Kinder zu Erpressern

Manche Eltern erziehen ihre Kinder zu regelrechten Erpressern, ohne daß sie sich dessen bewußt sind! Da möchte eben mal die Mutter das Kind zum Bäcker schicken. Sie weiß aber aus Erfahrung, daß es nicht gerne gestört und daher nicht ohne weiteres zu diesem kleinen Gang zu bewegen sein wird. Und richtig, es macht, wie gehabt – ein „Mäulchen“. Und schon flötet die Mutter sanft und leise, nachdem sie – nein nicht ihren Befehl, sondern ihren bescheidenen Wunsch geäußert hat, gleich hinterher: „Wenn du so lieb bist und gleich gehst, dann bekommst du auch nachher . . .“ Ei, sieh da, wie das Kind doch da auf einmal so willig und geschwind gehorcht! Ja, es ist mitunter eine wahre Zauberformel, die nicht versagt, wenn alles andere nicht hilft! Ja, eine Zauberformel schon, wenigstens in den Anfängen solcher Methode, aber doch eine recht gefährliche, die man lieber nicht anwenden sollte. Denn man ruft damit Geister, die man so leicht nicht wieder los wird. Die Mutter hat nichts anderes getan, als sich den eigentlich selbstverständlichen Gehorsam des Kindes regelrecht zu erkaufen.

Nun, zunächst geht mit dieser Methode alles wie am Schnürchen! Aber meistens nicht lange. Denn die Kinder lernen es gar bald, aus dem Gehorsam ein für sie einträgliches Geschäft zu machen. Von den anfänglichen verlockenden Angeboten der Mutter bis hin zu strikten Forderungen der Kinder ist gar kein so weiter Weg. Sie haben es bald heraus, den Spieß einfach umzudrehen. Bald stellt nun das Kind seinerseits Bedingungen: „Ja, Mutti, ich gehe sofort, aber du mußt mir dafür einen neuen Ball kaufen!“ Oder: „Mutti, ich hole dir gleich das Bündel Holz aus dem Keller, wenn du mir . . .“ So werden die Kinder langsam, aber sicher zu „Erpressern“, wenn die Eltern es von Anfang an, vielleicht infolge mangelnder Festigkeit, versäumt haben, gegenüber ihren Kindern auf dem bedingungslosen Gehorsam – ohne „Zuckerbrot“ – zu beharren.

So also geht es nicht. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es in der Erziehung weder Versprechungen noch Belohnungen geben dürfte. Wie die Strafe gehört auch zweifelsohne die Belohnung zu den Mitteln der Erziehung. Aber alles zu seiner Zeit und bei

der passenden Gelegenheit. Vor allem darf das Belohnen nicht zu einer Alltäglichkeit und damit zur erwarteten Selbstverständlichkeit degradiert werden. Dann kann es niemals seinen Zweck erfüllen. Eine Belohnung muß immer eine Ausnahme bleiben, muß etwas Besonderes sein. Je seltener das Kind für etwas belohnt wird, um so nachhaltiger wird die Wirkung sein und von um so größerem Wert ist die Belohnung.

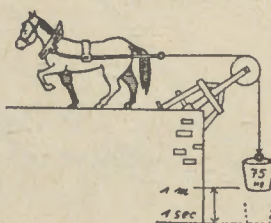
Wenn etwa das Kind zum ersten Male seinen Baukasten selbständig und ordentlich nach dem Spielen weggeräumt hat, dann ist das der richtige Augenblick für eine Belohnung. Handlungen, die man von einem Kind mit Fug und Recht normalerweise erwarten darf, die gewissermaßen „Alltagsarbeit“ sind, bedürfen keiner Belohnung. Um bei dem Beispiel des Baukastens zu bleiben: die erste besonders gelungene Leistung des Ein- und Wegräumens war eine Belohnung wert. Das fortan täglich folgende routinemäßige Aufräumen nach beendetem Spiel jedesmal mit einem „Zuckerle“ oder dergleichen auszuzeichnen, wäre nicht angebracht. Die Eltern sollten also mit Bedacht abwägen, bevor sie dem Kinde für irgend etwas eine Belohnung zuerkennen, damit ihm das Bewußtsein des Besonderen und Einmaligen nicht verloren geht und es nicht dem Hang verfällt, nun für alles und jedes, auch für das Selbstverständliche, belohnt werden zu wollen.

Nicht selten sind auch die Fälle, in denen die Eltern, um das Kind für etwas willfährig zu machen, es zu etwas anzuspornen, ihm vorher eine Belohnung versprechen, dann aber das Verspre-

chen nicht einlösen. Manchmal ist es ein Trick, mit dem man das Kind überlistet, mitunter aber kann die Nichteinlösung des Versprechens wirklich auf ein Vergessen zurückzuführen sein. Nun, derartige Tricks gehören auf keinen Fall in das Erziehungsrepertoire! Die Kinder bekommen so etwas bald heraus, sie sind viel sorgfältigere Beobachter, als die Eltern annehmen! Sie halten dann dies, da es ja die Eltern tun, für erlaubt und praktizieren dergleichen bald selber. Also: das wäre Erziehung zur Hinterlist und Verlogenheit – bitte, die Finger davon lassen! Wurde es aber tatsächlich vergessen, die zugesagte Belohnung zu gewähren, und die Kinder erinnern daran, dann sollten die Eltern nicht etwa abstreiten, sondern sich entschuldigen und das Versäumte nachholen. Manche Eltern meinen, wenn sie so handelten, dann vergeben sie sich etwas. Nein, das tun sie nicht, im Gegenteil! Und sie brauchen auch keineswegs zu befürchten, daß ihre Autorität darunter leiden würde, wenn sie einen Irrtum eingestehen und sich entschuldigen. Sie geben vielmehr ihren Kindern ein gutes Beispiel dafür, wie man seinen Mitmenschen gegenüber sich verhalten soll, wenn man etwas falsch gemacht hat. Wenn die Eltern aber ihren Kindern gegenüber als listige Betrüger handeln, so daß letztere an der Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit ihrer Eltern zu zweifeln beginnen, dann geht der Respekt vor den Eltern verloren, und zugleich wird, was das schlimmste ist, die Entwicklung der Kinder selbst durch das schlechte Beispiel der Eltern in eine gefährliche Bahn gelenkt!

W. L.

Woher kommt der Ausdruck PS?



Das Maß PS = Pferdestärke für die technische Leistung wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts von dem englischen Ingenieur James Watt geprägt. Wenn ein Gewicht von 75 kg in einer Sekunde um einen Meter gehoben wird, beträgt die Leistung gerade ein PS. Watt hatte für seine Festlegung Versuche mit gutgenährten, ausgeruhten und kräftigen Brauereipferden angestellt. Dadurch fiel das Maß etwas zu groß aus. Normale Pferde leisten nur $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ PS.

BITTE

PASS' AUF



Der Mann, der Turnvater Jahn nicht kennt

Nach dem Leben gezeichnet von Thaddäus Troll

Es fing ganz harmlos an. Ob ich Lust habe, an einem Fernsehquiz mitzumachen. Da ich nicht besonders versnobt bin und das Fernsehen für eine ganz amüsante Sache halte, sagte ich ja.

Das Quiz fand an einem Samstagabend statt, und die Ansagerin, rätsel-schwer lächelnd wie eine Sphinx und schön wie die Prinzessin Turandot, raunte mir zu, daß nach der jüngsten Umfrage eines meinungsverbildenden Instituts vier Millionen Zuschauer Zeugen meiner Prüfung seien.

Der berühmte Karikaturist zeichnete einen Mann mit Knollennase und mit weichen Knien, der ein Baby im Arm hielt. „Nun raten Sie mal, Herr Troll, wer das ist.“

Ich dachte spornstreichs an König Marke, dem die holde Isolde nach ihrem Tschelmechtel mit Tristan ein Knäblein in die Arme legt, wobei der König, von berechtigten Zweifeln übermannt, leicht in die Knie geht – aber da fielen mir die feierabendlich gestimmten Millionen ein, ich verdrängte den frivolen Gedanken und schämte mich.

Ein Mann, der ein Knäblein wiegt – ob es sich um einen Wohltäter der Jugend handle? Freilich! Um Pestalozzi, Fröbel? Nein! Erraten Sie's nicht? Aber jetzt sei die Zeit leider verstrichen. Die Lösung sei ganz einfach: wie die Zeichnung beweise, handle es sich um einen alten Keulenschwinger, um einen Vater der Jugend, um den Turnvater Jahn.

Nun muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich nur Leibesübungen mit einem Weinglas in der Hand betreibe und deshalb zum Turnvater Jahn, dem Erfinder lästiger Bewegungen, wenig geistige und noch geringere körperliche Beziehungen habe.

Aber das wurde von diesem Tag an anders. Als mir am Montag der Briefträger die Post brachte, drohte er neckisch mit dem Finger und deutete ein paar Kniebeugen an. Der Milchmann ließ mir ausrichten, ich solle es nicht so tragisch nehmen, der Mensch könne nicht alles wissen. Meine Tochter Minz kam heulend aus dem Kindergarten, wo sie die kleinen Krö-

ten ausgelacht hatten, weil sie einen dummen Vater hätte. Maunz brachte eine miserable Note in Latein mit nach Hause und wischte meine Rüge mit dem schnippischen Satz weg: „Dafür weiß ich aber, wer Turnvater Jahn ist!“

Die Faust, mit der ich auf den Tisch schlagen wollte, erstarrte. Ich ging in mich. Eröffnete dieser am Samstag in meinem Geist weggetretene Turnvater wirklich eine Bildungslücke? Ich erinnerte mich an Prophezeiungen des längst dahingeschiedenen Professors Palmbach, der mir erklärt hatte, vor mir läge der Lebenslauf einer catilinischen Existenz, die nichts als Allotria im Kopf habe. Allotria statt Turnvater.

An diesem Tage wollte ich noch zum Friseur, sah aber eine Fernsehantenne das Dach seines gutgehenden Geschäfts krönen und traute mich deshalb nicht. Ich befürchtete Anspielungen auf den Turnvater, der mit seinem langen Bart zweifellos enge Beziehungen zum Barbiergewerbe hat. Statt den äußeren Menschen zu pflegen, beschloß ich, in der Landesbibliothek etwas für den inneren Menschen zu tun und die Bildungslücke zu stopfen. Der Straßenbahnschaffner musterte mich und brach spontan in den Ruf: „Frisch, fromm, fröhlich, frei!“ aus. Gottlob – auf dem Dach der Bibliothek drohte keine Fernsehantenne. Die Bibliothekarin, der ich errötend meine Wünsche nach Werken von Friedrich Ludwig Jahn vorrug, schien noch nichts von meiner Schmach zu wissen. Sie brachte mir die „Denk-nisse eines Deutschen“ und die „Merke zum deutschen Volkstum“. Im Lesesaal studierte ich die Schriften aufmerksam, muß aber bekennen, daß ich schon Amüsantes gelesen habe.

Aber es war des Studiums zu spät! Wo ich auch hinkam, sprach man mit mir über den Turnvater. In dem Etablissement, wo ich mit dem Weinglas in der Hand meine bescheidenen gymnastischen Übungen machte, wurde ich mit dem Ruf „Turner, auf zum Streite!“ begrüßt. Die Gäste steckten die Köpfe zusammen und tuschelten. Ich versteckte mich hinter einer Zeitung, aber auch da verfolgte mich der Turnvater. „Jahn Regensburg auf der Verliererstraße“, schrie mir im Sportteil eine

Überschrift entgegen. Auf der Verliererstraße... kein Wunder! Ich fühlte mich mitschuldig.

Ich ging mit aufgeschlagenem Mantelkragen zu Fuß nach Hause. In einem anonymen Brief war mir indessen Jahn's Schrift „Über die Beförderung des Patriotismus im Preußischen Reiche“ zugeschickt worden. Beim Abendessen versuchte ich meiner Familie mit meinen neugewonnenen Kenntnissen über Jahn zu imponieren. Ich erzählte, wie er sich mit Knabenscharen nimmermüde auf der Hasenheide getummelt, wie er den Haß gegen den Feind geschürt und wie er als aufrechter Konservativer in der Paulskirche gewirkt. Aber ich erntete mit meinen Schilderungen nur milde Nachsicht.

Alle meine Bekannten wußten von meinem Versagen. Was nützte mir meine Erklärung, ich sei fähig, den Satz des Pythagoras zu beweisen, und ich wisse auch über die Malweise des jungen Masaccio Bescheid. Als mir Barbara aus der Zeitung vorlas: „Deutsche Turner beschwerten sich über Schriftsteller“, fühlte ich mich schon an den Pranger gestellt. Aber sie meinten glücklicherweise nicht mich, sondern Dürrenmatt, weil er in seinem Stück einen Mörder ins Turnerleibchen gesteckt und damit die Turnerehre in den Schmutz getreten hatte.

Ein paar Tage später fuhr mir von links ein von allen guten Geistern verlassener Sonntagsfahrer in die Flanke. Er erklärte sich sogleich für schuldig, aber meine Karte wollte er nicht: „Nein – ich kenne Sie aus dem Fernsehen, Sie sind doch der Mann, der unseren Turnvater nicht kennt.“ Als ich den Wagen zur Reparatur fuhr, sagte der Mechaniker mit einem Blick auf den verbeulten Kotflügel: „Was – Autofahren können Sie auch nicht!“ In jenen Tagen ergriff mich eine Grippe, und das Thermometer zeigte gute Leistungen an innerer Hitze an. Ich hoffte, daß die Krankheit Gras über den Turnvater wachsen lasse. Aber vergeblich. In meinen Fieberträumen erschien der wackere Kämpfe zusammen mit seinem Gesinnungsfreund Guts Muths. Beide trugen Turnerleibchen und heckten am Reck Riesenwellen, Kniehänge, Grätschen, Kippen und Kreuzaufzüge aus, wobei mich der Bart des Patrioten kitzelte, so daß ich immer heftiger niesen mußte. Auch nachts erschien mir der Turnvater und schürte das Fieber. Er hielt etwas hoch, das man nicht genau erkennen konnte – es war der deutsche Turngedanke, den ich in den Staub getreten hatte.

Der Arzt runzelte die Stirn. Ja, das sei

schon eine böse Grippe, aber bei sensiblen Menschen könne so etwas aus einem verdrängten Erlebnis kommen – ob ich viel von meinem Vater geträumt habe? Von meinem Vater nicht, aber von unserem Turnvater, gab ich zu. Über das Antlitz des Arztes ging ein Leuchten der Erkenntnis, ein Abglanz

seines häuslichen Bildschirms. „Was bei anderen ein Vaterkomplex, ist bei Ihnen der Turnvaterkomplex. Schwitzen, nasse Wickel und vor allem – von der Seele schreiben!“ Was ich hiermit getan habe. Aber fast hätte ich es vergessen: beim ersten Genesungsspaziergang bat mich ein

niedliches, wohlgestaltetes Mädchen um ein Autogramm. „Sie kennen wohl meine Bücher“, lächelte ich geschmeichelt. „Was, Sie schreiben Bücher?“ fragte das Mädchen ziemlich entrüstet. „Aber so was! Ich weiß nur, daß Sie der Mann sind, der Turnvater Jahn nicht kennt!“

Positive Gedanken sind gute Lebenshelfer

In medizinischen Kollegs kommt es vor, daß sich bei der Behandlung von Krankheiten wie Masern, Scharlach usw. Studenten melden, die die Erscheinungen dieser Krankheiten an sich feststellen, ohne daß sie wirklich krank wären. Der bekannte Arzt Carl Ludwig Schleich berichtet in seinen Erinnerungen von einer Patientin seiner Klinik, die plötzlich aufschrie, sie sei von einer Biene gestochen worden. Es war aber nicht an dem, zumal es mitten im Winter war. Tatsächlich aber bildete sich eine Geschwulst genau der Art, wie sie durch einen Bienenstich verursacht wird. Und noch ein ganz krasses Beispiel: Da war vor einer Reihe von Jahren versehentlich ein Schaffner der sibirischen Eisenbahn in einen Kühlwagen eingeschlossen worden. Als man auf dem Zielbahnhof den Wagen öffnete, lag der Schaffner tot auf dem Boden. An die Waggonwand hatte er mit zittriger Schrift u. a. den Satz geschrieben: „Lebt wohl, ich sterbe!“ Die Temperatur im Kühlwagen war jedoch ganz normal, denn die Kühlvorrichtung erwies sich als defekt und hatte infolgedessen gar nicht funktioniert. Die große Kälte hatte lediglich in der Einbildung des Schaffners bestanden. Diese Einbildung war so stark gewesen, daß sie seinen Tod zur Folge hatte.

Diese Beispiele – die medizinische Wissenschaft weiß noch von vielen weiteren zu berichten – beweisen eindeutig die große Kraft der Gedanken. Gedanken sind wirklich Kräfte und lösen Wirkungen aus. Positive Gedanken haben positive Wirkungen, negative wirken negativ! Diese Wirkungen sind sowohl körperlicher als auch geistig-seelischer Natur. Die Ärzte wissen z. B. heute um die heilungsfördernde Wirkung einer gedanklich-positiven Ein-

stellung der Patienten wie auch darum, daß negative Gedanken, wie sie dem Ärger, dem Kummer und anderen seelischen Belastungen zugrunde liegen, Krankheiten mannigfacher Art direkt hervorrufen können. Viele Menschen, vielleicht die meisten, sind sich der Kraft der Gedanken gar nicht bewußt. Sie würden sich sonst gewiß befleißigen, alle negativen Gedanken auszuschalten und nur dem positiven Gedanken Raum zu lassen. Sie würden damit ihr Leben viel besser und glücklicher gestalten können.

Wie oft sind Menschen unzufrieden mit ihrem Los, unzufrieden mit ihrem Verhältnis zu den Mitmenschen, unzufrieden mit ihrer Arbeit. Sie klagen über Mißerfolge in der Erziehung, im Beruf, in ihrer geschäftlichen Tätigkeit. Oft gerät ihnen dies oder jenes daneben, sie reden von Pechtagen und Pechsträhnen. Sie meinen, alles und alle hätten sich gegen sie verschworen, und da muß etwa die „Tücke“ des Objekts herhalten, die an irgendeinem Mißlingen schuld sein soll. Wenn man der Sache auf den Grund geht, stellt sich dann oftmals heraus, daß negative Gedanken am Werke waren, durch die entsprechende Fehlleitungen und Fehlleistungen unbewußter Energien ausgelöst wurden. Sie würden sich vermindern in dem Maße, in dem wir uns dazu durchringen könnten, das negative Denken zu unterdrücken und an dessen Stelle positives Denken zu setzen, das positive Kräfte weckt und zu positiven Handlungen führt. Positives, bejahendes Denken über die Arbeit z. B. wandelt die Unlust zur Arbeit in Freude am Schaffen. Schaffensfreude aber steigert die Leistung, ist die Voraussetzung für den Erfolg. Positive Gedanken wecken Mut und Zuversicht, machen der Furcht vor dem

Versagen den Garaus und verbürgen dem Erstrebten ein gutes Gelingen. Unheilvolle negative Gedanken ziehen das Unheil geradezu herbei! Wer Angst hat, versagt in den meisten Fällen. Positive Gedanken verschrecken manche Sorgen, die sich sowieso oftmals hinterher als unnötig herausstellen. Positives Denken vermag spannungsgeladene Atmosphären im Betriebe zu überwinden und zu harmonischem Zusammenklang zu führen. Positives Denken hat immer positive Ergebnisse. Negative Gedanken aber wirken negativ, lassen den Menschen da versagen, wo er sich bewähren sollte und wollte, bewirken Fehlleistungen zum Nächsten, an dem man immer nur etwas zu kritisieren findet, geben dem Neid und der Mißgunst Auftrieb und machen unzufrieden und vor Ärger nicht nur seelisch, sondern in der weiteren Auswirkung sogar auch körperlich krank. Das ist die un-selige Kraft der negativen Gedanken. Negatives Denken ist Gift für den Körper, den Geist und die Seele!

Darum gilt es, positiv zu denken. Positive Gedanken führen aufwärts, negative ziehen hinab! Positive Gedanken sind gute Lebenshelfer, negative aber todsichere Lebenszerstörer und darum unsere Feinde! Und noch eins ist zu beachten: Die Gedanken, die wir haben, strahlen über uns hinaus auf andere. So wird durch negatives Denken nicht nur unsere Stimmung, unsere Seele, unser Körper und unser Glück vergiftet – die eigenen negativen Gedanken schaden infolge ihrer Ausstrahlungskraft auch anderen! Positives Denken hingegen gestaltet die Welt in uns und um uns harmonisch. So sollten wir in unserem eigenen Interesse dem Rat eines erfahrenen Lebenskünstlers folgen: „Veranstalte ein Groß-reinmachen, bei dem auch der letzte Winkel einer Gedankenwelt radikal von allen negativen Gedanken gesäubert wird!“ Und Richard Billinger, ein österreichischer Dichter, schrieb einmal: „Darauf kommt es an – aus welchem Gemüte du schaffst, auf die Engel und Dämonen, die deine Stube füllen!“

Walter Lassahn

Das eiserne Weltwunder beginnt zu rosten



Die Kutub-Säule in Delhi

Am südlichen Stadtrand von Neu Delhi steht der „Kutab Minar“ genannte hohe Siegesturm der früheren mohamedanischen Eroberer. Man darf ihn jetzt nur in Gruppen von mindestens drei Personen besteigen, denn in neuerer Zeit übt dieser Turm eine unheimliche Anziehungskraft auf Selbstmordkandidaten aus, vor allem auf durchgefallene Schüler und Studenten. Kaum hundert Schritt von diesem Turm entfernt steht die nicht minder berühmte eiserne Säule. Sie ist acht Meter hoch und von einem solchen Umfang, daß nur Menschen mit ungewöhnlich langen Armen sie rückwärts umfassen können. Damit hat es eine besondere Bewandnis. Einem alten Volksglauben zufolge soll nämlich dem, der dieses Kunststück zustande bringt, ein großer Wunsch erfüllt werden.

Wer seiner Sache allerdings nicht sicher ist, versucht es besser nicht, denn einem anderen Volksglauben zufolge beweist die Unfähigkeit, die Säule zu umspannen, daß der Betreffende illegitimer Herkunft ist. Der ahnungslose Ausländer, der den Versuch aus sportlichem Ehrgeiz unternimmt oder um einen Wunsch anzubringen, wundert sich natürlich, daß die herumstehenden Inder es komisch finden, wenn seine Arme zu kurz für die Säule sind.

Diese eiserne Säule von Delhi gilt als metallurgisches Weltwunder. Denn sie stammt aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und stellt für jene Zeit eine in der ganzen Welt wohl einmalige technische Leistung dar. Eine sechszeilige Sanskritinschrift besagt,

daß sie im Auftrage eines Königs namens Tschandra hergestellt worden war.

Man nimmt an, daß die Säule ursprünglich vor einem Wischnu-Tempel im heutigen Staat Bihar gestanden hat und daß damals der Göttervogel Garuda auf ihr thronte. Doch der Garuda war offenbar aus vergänglicherem Material gemacht, von ihm ist nichts mehr erhalten. Ein späterer Herrscher ließ die Säule dann viele hundert Kilometer weit nach Delhi bringen, was ebenfalls keine geringe Leistung war.

Zu der Größe und handwerklich tadellosen Ausführung der Säule kam jedoch noch ein dritter Faktor, der ihr den Ruf eines Weltwunders eintrug. Sie schien aus einer nichtrostenden Eisenlegierung angefertigt zu sein. Jedenfalls weist sie nicht die geringsten Rostspuren auf, obwohl sie seit anderthalbtausend Jahren ungeschützt im Freien steht und ebenso viele feuchtwarme Monsunzeiten hat über sich ergehen lassen müssen.

Doch indische Archäologen, die jetzt die Basis der Säule freilegten, kamen zu einem überraschenden Ergebnis. Die Säule reicht einen Meter tief in den Boden und ist dort festgemauert. Und dieser unterirdische Abschnitt ist, wie sich jetzt zeigte, erheblich angerostet.

Nun sind Chemiker des Amtes für Archäologie damit beschäftigt, den Rost zu entfernen und die Säule gegen weiteren Befall zu schützen. Aber Indien ist um eine Legende ärmer.

Karl Christiansen

VOR 50 JAHREN:

Katastrophe am Südpol

Jene Ereignisse, die sich im März vor 50 Jahren im Eis der Antarktis abspielten, zählt Stefan Zweig zu den „Sternstunden der Menschheit“, und in der Tat haben sich wohl kaum einmal so erhebende und so tragische Begebenheiten von Weltbedeutung in so kurzer Frist und auf so bedeutendem Gelände ereignet.

Das große Rennen zum Nordpol war beendet in dem Augenblick, als Pary am 6. April 1909 diesen nördlichsten Punkt unseres Erdballs erreicht hatte, aber noch lockte der Gegenpol im Süden.

Kein Mensch hatte ihn bisher betreten, man wußte nicht einmal, ob er auf

schwimmendem Eise, auf einer Ebene oder inmitten eisstarrer Berge zu suchen war. Zwar hatte James Clark Ross in den Jahren 1840–1841 eine Expedition in die Antarktis unternommen, der man grundlegende Erkenntnisse zu verdanken hatte, aber er war weit, weit entfernt vom Pol umgekehrt. Er führte eine reine Schiffsexpedition durch, behauptete aber, daß es am Südpol einen richtigen und sehr großen Kontinent gäbe. Dies bestätigte Georg Nares 1874 nach seiner meereskundlichen Forschungsfahrt durch die antarktische See. Am 24. Januar 1895 betrat erstmals ein Mensch diesen Kontinent, der norwegische Ge-

lehrte Carsten Borchgrevink, der als gewöhnlicher Matrose unter Kapitän Bull Dienst tat. Ein Belgier, Adrian de Gerlache, mußte unfreiwillig 1898 an der Küste des Grahamlandes überwintern, denn sein Schiff war dort eingefroren. An Bord befand sich auch Amundsen. Internationale Geographentage in London (1895) und in Berlin (1899) verlangten Forschungsreisen zum Südpol aus den verschiedensten Gründen. So kam es, daß in den ersten 5 Jahren des 20. Jahrhunderts 5 Expeditionen aufbrachen, eine englische unter Scott; eine deutsche unter Erich von Drygalski (1865–1949), der mit seinem Schiffe „Gauß“ die Antark-

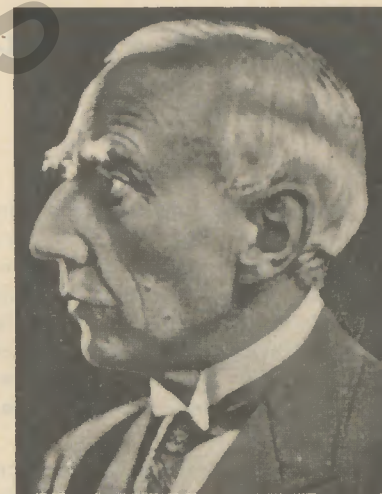
tis befuhr und das „Kaiser-Wilhelm-II.-Land“ entdeckte; eine schwedische unter Otto Nordenskjöld; eine schottische unter W. T. Bruce und eine französische unter Jean Charcot. Die Ergebnisse waren bedeutsam, aber doch nur Teilergebnisse. Nur Scott sammelte wirklich brauchbare Erfahrungen, als er als erster in der Geschichte der Südpolforschung längere Schlittenfahrten unternahm. Robert Falcon Scott war es auch, der die erste Schlittenexpedition mit dem Ziel der Erreichung des Südpols organisierte, zusammen mit Ernest Henry Shackleton (1874–1922) und Dr. Edward A. Wilson (1868–1912). Das Unternehmen stand unter einem ungünstigen Stern, und die drei Männer mußten frühzeitig umkehren. Aber 1907 versuchte Shackleton es erneut. Statt Hunden hatte er sibirische Ponys mitgenommen, von deren größerer Zugkraft er sich viel erhoffte. Seine Leute erreichten den magnetischen Südpol und erklommen, obwohl keiner von ihnen ein Bergsteiger war, den 4054 m hohen Vulkan Erebus. Aber die Ponys enttäuschten. Sie fraßen zuviel und wogen zu schwer, weshalb sie immer wieder zu tief im Schnee einsanken. Der äußerste Punkt, den sie erreichten, war nicht mehr allzuweit vom Pol entfernt. Bei 88 Grad 23 Minuten zwangen Kälte und Wind sie zur Umkehr.

Im Oktober 1910 rüstete Scott eine neue Expedition aus. 8000 Freiwillige hatten sich gemeldet, um mitzugehen. Die 65 Besten suchte Scott aus. Im Augenblick des Aufbruchs erreichte ihn ein Telegramm: AM GOING SOUTH AMUNDSEN. Der ritterliche Roald Amundsen (1872–1928) teilte ihm mit, daß auch er eine Forschungsreise zum Südpol unternähme. Er hatte seine Pläne bis in die kleinsten Details hinein festgelegt, so daß er schon 1909 schrieb: „Am 25. Januar 1912 werden die Männer vom Südpol wieder zurück sein.“ Sein Unternehmen war so vom Glück begünstigt, daß der Termin auf den Tag genau eingehalten werden konnte. Am 15. Dezember 1911 hießten er und seine vier Kameraden die norwegische Fahne am Südpol, den sie als erste Menschen betreten hatten.

Scotts Expedition verlief im Gegensatz dazu von Anfang an unglücklich. Vom Landeplatz seines Schiffes aus hatte er eine Strecke bis zum Südpol zurückzulegen, die etwa der Entfernung Königsberg–Neapel gleichkommt. Seine Motorschlitten, auf die er so stolz war, versagten gleich zu Anfang, und seine Ponys kamen alle um. Bei 87 Grad 32 Minuten südlicher Breite waren die Männer nur noch auf ihre



Robert Falcon Scott
geb. 6. 6. 1868, gest. März 1912



Roald Amundsen
geb. 16. 7. 1872, gest. 1928 (verschollen),
erreichte 1911 als erster den Südpol.

eigenen Kräfte angewiesen. Sie zogen ihre Schlitten in übermenschlichen Anstrengungen selbst: Robert Falcon Scott, der Wissenschaftler Dr. Edward Adrian Wilson, Hauptmann Lawrence Oates von den Innskillings-Dragonern, der Offizier Henry Bowers und der Marine-Sergeant Edgar Evans. Am 17. Januar 1912 erreichten sie nach kaum zu schildernden Strapazen den Südpol bei Windstärke 5 und bei -30°C . Sie fanden ein Zelt und die Schlittenkufe mit der norwegischen Fahne vor. Wohl niemals zuvor waren Menschen so enttäuscht wie diese 5 Männer in diesem Augenblick.

Auf dem Rückwege verlor Evans den Verstand. Die Strapazen und die Enttäuschung hatten ihn besiegt. Er starb. Anfang März waren die Überlebenden so erschöpft, daß sie mit ihren erfrorenen Gliedmaßen kaum 5 km am Tage zurücklegen konnten. Am 17. März verließ Oates seine Gefährten, weil er nicht wollte, daß sie sich mit ihm, dem Todkranken, herumschleppen sollten. Er kehrte nicht wieder. Die ihm nacheilenden verloren innerhalb weniger

Minuten im Schneetreiben die Sicht und konnten ihn nicht zurückholen.

Am 19. März trennten sie nur 25 km vom rettenden Depot, am 21. März sind es nur noch 17 km. Aber der Blizzard wird so heftig, daß sie nicht einen Kilometer an diesem Tage zurücklegen können. Scotts rechter Fuß ist erfroren. Am 29. März haben sie sich dem Depot auf 10 km genähert, aber der Schneesturm steigert sich zum Orkan. Scott schrieb in sein Tagebuch: „... wir werden immer schwächer. Das Ende kann nicht mehr weit sein. Schade – aber ich glaube nicht, daß ich noch weiterschreiben kann. R. Scott.“

Am 12. November 1912 fand man das bis zur Spitze eingeschneite Zelt mit den drei Toten. Tagebücher, Notizen, Filme, ein meteorologisches Tagebuch (geführt bis zum 13. 3.) waren tadellos erhalten. Nach der Leiche von Oates wurde tagelang gesucht – vergebens. Auf die erste Seite seines Tagebuches hatte Scott mit zitternder Hand geschrieben: „Schickt dieses Buch meiner Frau“, dann hatte er das Wort „Frau“ durchgestrichen und darübergesetzt „Witwe“.

Lk

RÄTSELAUFLÖSUNGEN

Auflösung Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Laute, 4. Zyste, 7. Ode, 9. Hai, 10. Krim, 11. Urne, 13. Hel, 15. Kutte, 17. Boe, 19. Start, 21. nobel, 23. Are, 24. Mur, 26. Red, 27. Ehe, 28. Alk, 29. Lid, 31. Tod, 33. ais, 36. Rogen, 38. Inder, 40. Ate, 41. Aller, 44. Oni, 45. Lade, 47. Real, 49. See, 50. Gnu, 51. Rigel, 52. Eloge.

Senkrecht: 1. Lachs, 2. Tor, 3. Edikt, 4. Zaren, 5. Yin, 6. Enkel, 8. Emu, 9. Hut, 10. klar, 12. Ebbe, 14. Eta, 16. Tau, 18. oed, 20. Reede, 22. Orkan, 24. Met, 25. Rad, 29. Lot, 30. Igel, 32. Oel, 34. Idol, 35. Sen,

36. Radar, 37. Nadel, 38. Irene, 39. Rinde, 42. Lee, 43. Erg, 46. Ase, 48. Aul.

Auflösung „Benehmen – Glückssache“:

1. Bei der Unterhaltung sieht man sein Gegenüber an; 2. Blumen werden vor dem Überreichen ausgewickelt; 3. beim Treppesteigen geht der Herr nach den bisherigen Anstandsregeln vor der Dame; 4. der Herr geht links neben der Dame; 5. bei der Begrüßung erhebt sich der Herr, 6. die Dame reicht bei der Begrüßung dem Herrn ihre Hand; 7. den ersten Schluck einer neuen Flasche schenkt der Herr sich ein; 8. der Herr betritt das Lokal vor der Dame; 9. beim Feuergeben nimmt man seine eigene Zigarette aus dem Mund.

Null Uhr neunundzwanzig

VON WILLI WEGNER

Der Aufnahmestab der Western Corporation war nach Coolidge zu Außenaufnahmen gefahren. Die gefährlichste Szene hatte man sich bis zum Schluß aufgehoben. Sie sollte heute nacht gedreht werden. Der Hauptdarsteller dieses in Arbeit befindlichen Abenteuerfilms war der gefeierte Douglas Morrison.

Die Leute der Western Corporation saßen in der Bar des East-Hotels in Coolidge und warteten darauf, daß es Mitternacht würde. Der Produktionsleiter, der Regisseur und Douglas Morrison vertrieben sich die Zeit mit Pokern. Plötzlich fragte der Produktionsleiter: „Wann passiert der Süd-Expreß Coolidge?“

„Null Uhr neunundzwanzig“, erwiderte der Regisseur.

Der Produktionsleiter sah auf seine Uhr. „Jetzt ist es halb zwölf“, sagte er. Dann wandte er sich an Douglas Morrison: „Fühlen Sie sich gut?“

„Ausgezeichnet!“ sagte der Hauptdarsteller.

„Sie trauen sich also den Sprung zu, Morrison?“

„Ja, natürlich! Wenn's bei der vereinbarten Sondergage bleibt – ja!“ lachte der Star. „Ich habe schon ganz andere Sachen gemacht!“

„Mir wär's trotzdem lieber“, warf der Regisseur ein, „wir drehen diese Szene mit einem Double.“

„Unsinn!“ rief Douglas Morrison. „Ich schaffe das schon!“

Pünktlich um Mitternacht machte sich der Aufnahmestab der Western Corporation auf den Weg. Kein Stern stand am Himmel, es war eine stockfinstere Nacht. Auf der Brücke von Coolidge, die über das Bahngelände führte, bauten die Kameralleute und die Elektriker ihre Apparaturen auf. Der Regisseur und der Aufnahmeleiter rauchten noch eine Zigarette, während die Scheinwerfer ausprobiert wurden. Der Produktionsleiter sprach noch einmal mit dem Hauptdarsteller. Er sagte: „Sie fühlen sich also gut?“

„Jawohl, alles okay!“

„Es ist keine Kleinigkeit, Morrison, von der Brücke auf den fahrenden Süd-Expreß zu springen. Aber Sie haben es selbst gewollt. Wir hätten natürlich auch ein Double für Sie nehmen können.“

„Alles okay, Boß! Ich mache diese Kleinigkeit schon selbst!“

Der Regisseur trat zu ihnen und sagte: „Vergessen Sie nicht, Morrison, daß die Polizei hinter Ihnen her ist. Im Film, meine ich! Der Sprung auf den fahrenden Süd-Expreß bedeutet die einzige Rettung für Sie. Das Drehbuch schreibt's nun einmal so vor!“

„Okay!“ brummte der Darsteller.

In der Ferne hörte man schon den Süd-Expreß. Er kam schnell näher. Alle befanden sich auf ihren Plätzen. Der Regisseur rief in das immer lauter werdende Getöse: „Na, denn Hals- und Beinbruch, Morrison!“

Dann schob sich der dunkle Schatten des Zuges unter die Brücke, die Kamera begann zu surren.



Sie verschlafen den Winter

Bei Beginn der ungünstigen, kalten Jahreszeit ziehen sich viele Tiere in ihre geschützten Verstecke zurück. Frösche kriechen in den Schlamm, Insekten begeben sich in Baumrinden, Wurzelwerk und Ställe. Besonders interessant ist der Winterschlaf von Igel, Dachs und Hamster. Wenn sie sich bei Beginn des Winters in ihre Höhlen eingraben, sinkt ihre Körpertemperatur allmählich ab, bis sie schließlich die Lufttemperatur erreicht. Die Atmung ist spärlich, das Herz schlägt langsam. Manche nehmen monatelang keine Nahrung zu sich. Sie haben sich während des Sommers ein Fettpolster angefressen, von dem sie jetzt bei verringerter Körpertätigkeit zehren. Beim Erwachen im Frühjahr atmen sie wieder schneller, die Körpertemperatur nimmt rasch zu – beim Igel um 20 Grad in zwei Stunden –, sie strecken sich und gehen auf Nahrungssuche.

Mit elegantem Sprung setzte der Filmstar über das Brückengeländer . . .

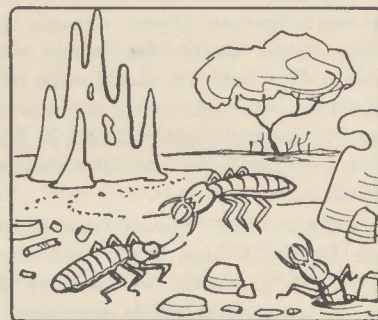
Als Douglas Morrison wieder zu sich kam, fiel sein Blick auf ein nettes, dralles Landmädchen. Sie stand einige Schritte entfernt und melkte eine Kuh. „Wo bin ich?“ fragte Douglas Morrison.

„In den Stallungen von Harpers Farm, dreißig Meilen südlich Coolidge“, erwiderte das Mädchen, nahm den Eimer und wandte sich der nächsten Kuh zu. –

Zwei Stunden darauf kam der Produktionsleiter der Western Corporation auf Harpers Farm und rief schon von weitem: „Mensch, Morrison, der ganze Film ist geschmissen!“

„Warum?“ fragte der Star.

„Weil's gar nicht der Süd-Expreß war! Der kam vier Minuten später. Es war ein Güterzug, ein Viehtransport! Sie sind von der Brücke hinunter mitten in einen Viehwagen gesprungen, Sie Unglücksvogel!“



Termiten - unheimliche, heimliche Zerstörer

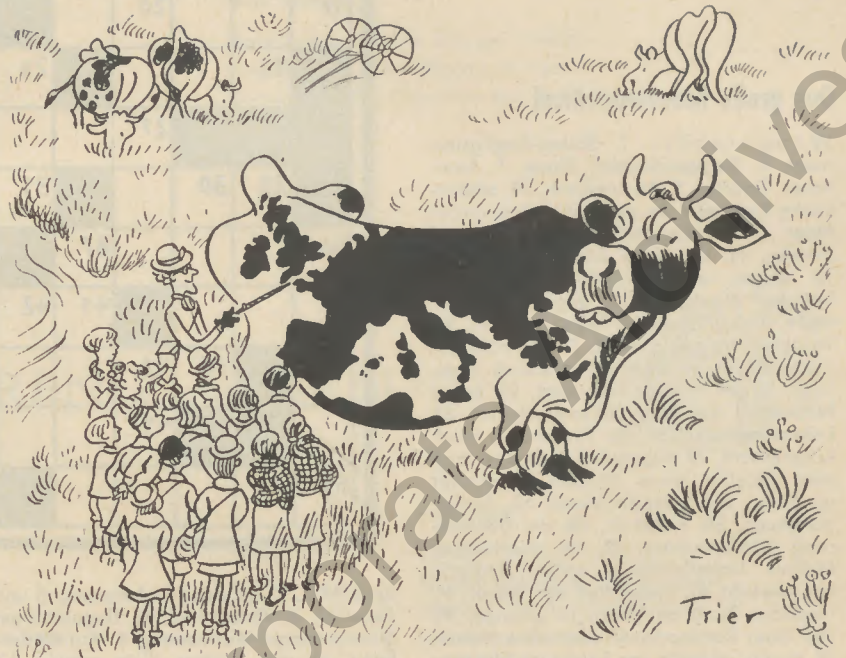
Es kann in Afrika vorkommen, daß ein guterhaltener Holzschuppen, ein Holzhaus oder ein Holzschrank, dem man äußerlich keinerlei Schäden ansieht, eines Tages mit Getöse zusammenbricht, ohne daß ein äußerer Anlaß vorliegt. Beim Betrachten der Trümmer erkennt man die Ursache. Ein Termitenvolk, dem Holz als Nahrung dient, hat sich in die Holzteile eingefressen. Da die Termiten es ängstlich vermeiden, an die Oberfläche zu kommen, kann man ihre zerstörerische Arbeit nicht erkennen. Termiten sind trotz ihrer Ähnlichkeit mit Ameisen keineswegs verwandt mit diesen, auch wenn sie genau so einen wohlorganisierten Staat aufbauen. Sie besitzen eine eierlegende „Königin“ sowie „Arbeiter“ und „Soldaten“, die alle ihre Aufgaben im Staat haben. Hochstehende Termitenvölker bauen sich Wohntürme, die in jahrelanger Arbeit bis zu sechs Meter Höhe anwachsen können.



Aus dem Skizzenbuch von

Walter Trier

* 1890 in Prag, † Toronto 8. 7. 1951



Geographiestunde auf dem Lande



Möchten Sie noch ein Würstchen?



Straßenreinigung in Heidelberg

Zur Hochzeit wünschen wir Glück und Segen

HÜTTENWERKE SIEGERLAND AG

Werk Niederschelden

Theobald Söhngen und Frau Annegret geb. Heilmann

FRIEDRICHSHÜTTE AG

Werk Wehbach

Horst Laatsch und Frau Rita geb. Herzog
Ernst Kern und Frau Christa geb. Becher
Eberhard Hof und Frau Erika geb. Straub

WIR GRATULIEREN ZUR GEBURT



HÜTTENWERKE SIEGERLAND AG

Hauptverwaltung Siegen

Thomas-Eberhard Martin und Christa-Maria Jung, Siegen

Werk Wissen

Martina Ewald und Erika Schmidt, Wissen
Hans Jürgen Franz und Gretel Holsbach, Wallmenroth

Werk Niederschelden

Martin Gerhard und Margret Böhmer, N'schelderhütte
Petra-Maria Werner und Christa Wiederstein, Elben
Judith-Marina Hubert und Traudel Stinner, Niederschelden
Angelika-Elisabeth Helmut und Ehrentraud Solbach, Freusburg
Ute Friedhelm und Ingeborg Schnell, Niederschelden
Christoph Heinz und Therese Geimer, Kausen
Achim Wilfried und Irmgard Spies, Niederschelderhütte
Regina Karl und Elfriede Köhler, Birken
Uwe Günter und Anna Tschersich, Salchendorf
Andrea Stefanie Heinz und Gisela Hufschmidt, Niederschelden
Carmen Hans und Elfriede Laux, Niederschelderhütte
Jutta Gerhard und Christa Filger, Gosenbach
Uwe Karl-Albert und Friedel Hof, Mundersbach
Wilfried Ernst und Klara Filger, Gosenbach

Werk Eichen

Michael Josef und Maria-Theresia Schrage, Altenhof
Jutta Gerhard und Ute Schott, Kreuztal
Angelika Tonis und Agnes Clemens, Hünsborn
Jürgen Hermann und Elisabeth Scherer, Schönaun
Elisabeth Gerhard und Anneliese Wurm, Hünsborn
Reiner Georg und Ilse Spies, Eichen

Werk Attendorn

Hans-Werner Paul und Erna Hellner, Attendorn
Joachim Alfons und Brunhilde Struck, Kessenhammer
Christoph Josef und Anneliese Pieper, Attendorn

Werk Hüsten

Heike Birgit Bernhard und Ursel Stopka
Ursula Wilhelm und Maria Schwingenheuer
Michael Johannes und Anneliese Weber
Wolfgang Wilhelm und Helga Schnell

BLEFA BLECHWAREN- U. FASSFABRIK GMBH

Werk Kreuztal

Wolfgang Joachim und Ilse Schultz, Buschhütten
Ursula Paul und Ursula Feisel, Eichen
Michael Josef und Marta Rademacher, Wenden
Bernd Günter und Maria Stahl, Schönaun
Torsten Paul und Sigrid Schneider, Fellinghausen

Werk Attendorn

Ralf Helmut und Sigrid Lütticke, Attendorn

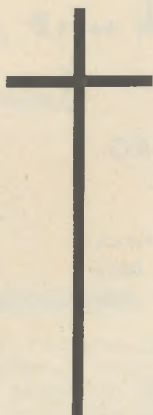
FRIEDRICHSHÜTTE AG

Werk Herdorf

Elke-Anke Karl-Heinz und Frieda Grundig, Herdorf

Werk Wehbach

Raimund-Michael Hugo und Maria Hof, Harbach
Dirk-Jochen Artur und Luise Ising, Wehbach
Axel Egon und Wilhelmine Kirchner, Katzwinkel
Michaela Alfred und Anna Kunert, Katzwinkel
Adelheid Alfons und Christel Höfer, Katzwinkel
Raimund Stefan und Elisabeth Behner, Wingendorf
Ulrike Hermann und Adelheid Schumacher, Steinebach



U N S E R E T O T E N

Am 30. Dezember 1961 starb im Alter von 18 Jahren der Dressierer

Friedhelm Burgard

Der Verstorbene war 2 Jahre im Werk Hüsten tätig.

Am 1. Januar 1962 starb im Alter von 26 Jahren der Lohnbuchhalter

Werner Keßler

Der Verstorbene war 1½ Jahre im Werk Niederschelden tätig.

Am 7. Januar 1962 starb im Alter von 80 Jahren der Werksinvalide

Wilhelm Kesting

Der Verstorbene war 32 Jahre im Werk Hüsten tätig.

Am 7. Januar 1962 starb im Alter von 67 Jahren der Werksinvalide

Karl Sack

Der Verstorbene war 31 Jahre im Werk Hüsten tätig.

Am 22. Januar 1962 starb im Alter von 66 Jahren der Werksinvalide

Carl Linke

Der Verstorbene war 40 Jahre im Werk Hüsten tätig.

Am 5. Februar 1962 starb im Alter von 50 Jahren der Blockeinsetzer

Hermann Buch

Der Verstorbene war 24 Jahre im Werk Niederschelden tätig.

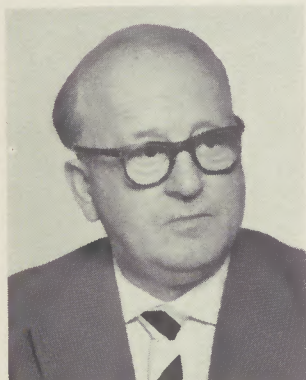
Wir werden unseren Toten ein ehrendes Andenken bewahren

UNSERE JUBILARE

40 JAHRE



LORENZ HUFSCHMIDT
geb. 2. 6. 1897
Meister im Werk Niederschelden



HEINRICH ROTH
geb. 20. 8. 1900
Werkmeister im Werk Attendorn



JOSEF KÄMPFER
geb. 7. 4. 1898
Paketeinsetzer im Werk Hüsten



FRIEDRICH GOLLE
geb. 14. 5. 1897
Kauenwärter im Werk Wehbach



HEINRICH ENGELBERTH
geb. 8. 12. 1899
Verlader im Werk Wissen

25 JAHRE



FRANZ HUNDT
geb. 30. 12. 1913
Kranführer im Werk Niederschelden



FERDINAND TUSSING
geb. 11. 7. 1905
Elektriker im Werk Niederschelden



ALOIS KÖHLER
geb. 21. 11. 1911
1. Maurer
im Werk Niederschelden



ANTON SCHIFFMANN
geb. 1. 4. 1915
Sortierer im Werk Wehbach



EMIL ROTHENPIELER
geb. 5. 6. 1907
Kaufmännischer Angestellter
im Werk Niederschelden

